

VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
 Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
 Einzelne Nummer 15 Pf.
 Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
 SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
 Ausgabe für Spediteure:
 „Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet
 Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
 Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
 Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 18.

Sonnabend, den 2. Mai 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Soziales aus England. — Verweisung. — Die Götze als Heimstätte des modernen Raubritterthums. III. — Ausfuhr von Baumwollwaaren aus Großbritannien. — Produktion und Technik.

Gedicht. — Novelle. — Warum geht Rußland auf Eroberungen aus? I. — Was kostet der Kapitalismus den Arbeitern? — Wie die Mutter Erde ausgebeutet wird. — Dem Hungertode geweiht. — Zur Verarmung des Volkes. — Vom Reichstag.

Aus der Woche.

— se — Neun Monate Gefängniß erhielt der Redakteur des Gothaischen Tageblattes zudiktirt, weil er sich herausgenommen hatte, über den in Bulgarien „herrschenden“, langnasigen Koburger einige nicht besonders respektvolle Bemerkungen zu machen. Der Gothaische Staatsanwalt vertrat die Ansicht, der Prinz zähle noch immer, trotzdem er nach der Bulgarei ausgewandert sei und es dort zum Fürsten gebracht habe, doch noch zur herrschenden Familie des heimischen Ländchens. Das Späzieste aber an der Sache ist, daß Bismarck in den Hamburger Nachrichten dieses Urtheil in der schärfsten Weise kritisiert oder kritisieren läßt. Der alte Ex sich für einen vornehmerten Journalisten ins Zeug legend, der Witz ist nicht schlecht. Aus Juarezprämie und Kornzoll!

— In Frankenthal (Rheinpfalz) wurde eine Frau wegen Diebstahls eines Stückes Kohle im Werthe von 12 Reichspfennigen zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Das ist einfach nicht mehr menschlich. Wenn man so etwas liest, greift man sich an den Kopf und fragt sich: „Ja, in welcher Zeit leben wir denn? Eine arme Frau nimmt in einem strengen Winter ein Stückchen Kohle und entgeht dadurch vielleicht dem Tode durch Erfrieren. Für diese schreckliche That erhält sie drei Monate Gefängniß.“

— Freisinn, dein Name ist Blech. In dem Briblatte des politischen Säulenheiligen Eugen Richters fanden wir folgende Ankündigung: Alle Gegenstände des Buchhandels, große und kleine, politische und unpolitische, freisinnige und reaktionäre, religiöse und weltliche, sowie Musikalien können durch die Expedition der „Freisinnigen Zeitung“ bezogen werden. Jetzt fehlen nur noch die alten Hosen, Knochen, alte Stiefel, Hüte und Hosensträger und der reine „Mühlendamm“ ist fertig. Krätze den Freisinn, wo du willst, und der reine Geschäftssrige kommt zum Vorschein.

— Milan, dem früheren Serbentkönig und jetzigen Europabüchler ist ein höchst verdrießliches Mißgeschick zwischen die Beine gerathen. Mit Ach und Krach hat er es durchgesetzt, daß die Regierung des von ihm so manches Jahr beherrschten Volkes ihm gegen das Versprechen, dorthin zu gehen, wo der Pfeffer wächst, eine Million als Vorschuß bewilligte. Vorschuß ist eine schöne Sache, aber man muß ihn kriegen. Dieses alte Wahrwort ging nun auch an Ehren-Milan in Erfüllung. Die serbische Regierung regulirte den Königspump durch eine Anweisung an die Wiener Länderbank. In der Verwaltung dieses Geldinstitutes aber sitzen sehr böshafte Leute. Sie schlugen ihre Bücher nach, fanden Herrn Milan noch von früher her mit drei Millionen angekreidet und faßten den Beschluß, die serbische Anweisung nur mit 50 Prozent zu honoriren. Jetzt ist für den serbischen König natürlich Holland in Noth. Er wartet mit Schmerzen in Wien auf eine günstige Entscheidung, die Hotelrechnung wird immer länger und ein Dapend seiner blau- und gemeinblütigen Freundinnen feuern mit ihm. Vielleicht verspüren die Großstaaten ein menschliches Mitleiden und helfen dem Bruder Lustig wieder auf die Strampfe, die er in Pest noch schuldig ist. Einen König in seinem Vergnügen zu stören, das bringt nur ein Barbar zu Stande; dies mögen sich die ordensklaffenden Vorfensräde in Wien gesagt sein lassen.

— Der russische Großfürst Nicolai Nicolajewitsch, ein Bruder des früheren Zaren, ist in der Krim als Blödsinniger gestorben. Im letzten Türkenkriege spielte er den Generalfeldhauptmann. Noch besser als zum Militär war er zum Kaufmann veranlagt. Während er in der Front, ohne mit der Wimper zu zucken, Tausende seiner Soldaten zwecklos in den Tod jagte, stand er gleichzeitig mit den im Rücken des Heeres weilenden Armeelieferanten in Verbindung und duldete es gegen eine angemessene Entschädigung, daß diese Edlen mit Sand, Kleie und Schwefelpast das Kommissbrod wärzten und in Qualität das Heu durch Streu, Binjen und „Kaff“ verbesserten. Der Bereiwigte ward aufrichtig beweint von seinen — Gläubigern —

— In Spandau haben in der vorigen Woche mehrere besoffene Feldartilleristen auf die ruhig auf der Straße sich bewegenden Zivilisten einen Sturmangriff unternommen und gegen zwanzig „Feinde“ verwundet. Hochwissenschaftlich ausgedrückt nennt man so etwas volkerziehlische Wirkungen des Militarismus.

— In Dessau kostet die Entfaltung einer rothen Fahne 15 bis 30 Mark. Der Preis wird sich wahrscheinlich nach den verschiedenen Nuancen des Rothsruchten. Ob die Skala von Rosenroth nach Bordeaux-Erfahrung bringen können.

— In einem alten Jahrgang der „Dresdener Nachrichten“ steht folgender Satz: Soll aber der Welfenfonds aus den Kellern des preußischen Schatzes in die Hochzeitskammer des Welfen wandern, so wird dies außer den Reptilienblättern Niemanden mehr interessiren als Herrn — Bleichröder. Man versichert uns, ein recht ansehnlicher Theil des Welfenfonds sei zur „Fruchtifizirung“ in Papieren angelegt, welche Bleichröder emittirt hat und die jetzt natürlich im Kurse gesunken sind. — Die bürgerlichen Blätter berichteten in den letzten Tagen, daß Bismarck, für den Fall, daß er in den Reichstag gewählt wird und zu den Sitzungen nach Berlin kommt, vom Bankier Bleichröder eine Villa, Equipage und Dienerschaft zur Verfügung gestellt wird. Wir überlassen es unseren Lesern, sich die aus den beiden Nachrichten hervorgehenden Folgerungen selbst zu deuten. Ein Kommentar wäre da wirklich überflüssig.

— In Elberfeld gerieth ein Arbeiter in eine so schlimme Lage, daß er um Armenunterstützung einkommen mußte. Als er wieder Arbeit gefunden hatte, zahlte er den erhaltenen Betrag und noch eine Mark mehr zurück. Die „Deutsche Warte“ theilt dieses Vorkommniß unter der Spitzmarke: „Eine seltene Pflanze“ mit. Wir wissen nun nicht, wie weit in dem Leserkreis des so tapfer unter der Flagge „Parteilos und Bismardtreu“ segelnden Blattes das Wort Anständigkeit bekannt ist, das aber können wir der „Deutschen Warte“ verrathen, daß in Arbeiterkreisen eine solche oder gleiche That ganz und gar kein Aufsehen erregt, weil sie zu den Alltäglichkeiten zählt.

— In Barr, im Elsaß, fand dieser Tage ein Konzert statt, an das sich jeder Freund von Humor noch erinnern wird lange, lange Jahre. Vor dem Schöffengericht stand ein Knecht, angeschuldigt, beim Düngertragen die Marzeilwaife gepiffen zu haben. Der Inculpate läugnete hartnäckig trotz aller Verheuerungen des anwesenden, als Zeuge auftretenden Ortsgendarmen und behauptete, er habe damals nur den Marsch seines braunschweigischen Husarenregiments geübt. Nun schritt man ins Verathungszimmer und zur Verweisaufnahme. Letztere wurde in der Weise durchgeführt, daß man den Gensdarmen das Musfistück vorpfeifen ließ, das er unter „Marzeilwaife“ kannte; hierauf kam der Knecht mit seinem Marsch dran. Nach Schluß des Pfeifkonzertes wurde dem Knecht wegen begangenen groben Unfugs mit drei Tagen Haft der Marsch gelassen. Wir haben schon Vieles gesehen, sogar den Schah von Persien, aber einen Gensdarm in Antömiene die Marzeilwaife pfeifend, nein so etwas noch nie.

× — Wir brachten vor einiger Zeit eine Schilderung der Kaweah-Kolonie, welche nach dem Bellamy'schen Rezept gegründet ist. Das solche wohlwollenden Unternehmen sich nicht lange halten, sagten wir schon damals. Jetzt bringen amerikanische Zeitungen folgende Nachricht: „Sekretär Noble gab vor Kurzem eine Entscheidung auf das Gesuch von 43 Mitgliedern der Kaweah-Cooperative-Kolonie um Landtitel unter dem Waldland und Steinland-Gebieten innerhalb des Sequola-Parks in Kalifornien. Die kapitalistischen Holzdiebe, denen die Kolonie ein Dorn im Auge war, hatten das Recht der Kolonie, sich dort anzusiedeln, in Frage gestellt, aber Land-Kommissär Goff, der wegen seiner Anti-Korporationsgefühnen aus dem Amte gedrängt wurde, die Gewährung eines Landtitels an die Kolonie empfohlen. Sekretär Noble entschied gegen die Empfehlung und erklärte, daß die Ansprüche der Kolonie auf das von ihr bewohnte Land null und nichtig seien. Die Kolonisten haben an 100 000 Doll. für Verbesserungen ausgegeben und sie müssen nun versuchen, ihre Auslagen durch einen Kongreßbeschlus zurückzuerlangen.“

Es ist halt nichts mit den Kolonien, man thut schon besser, wenn man lieber die ganze Gesellschaft in die Hand nimmt, statt in die Wüste zu ziehen.

— Herr Baare, ein Leipziger Dämon und verdient die Woche 2 Mark 50 Pfennig. Dieser Tage bekam das Mädchen einen Mahnzettel wegen rückständiger Steuer, und sollte Herr T. den Betrag von 2,30 Mk. vom Verdienst abziehen. — Von dieser Gewissenhaftigkeit muß sich der Staat aber auch ab und zu einmal ausruhen, so zum Beispiel, wenn reiche Leute eingeschätzt werden. Redakteur Fuhangel hat ihm wieder einmal nachgerechnet und zwar bei der Einschätzung des armen Herrn Baare. Herr Geheimrath Baare hat vom Bochumer Verein aus seiner dienstlichen Stellung jährlich 151 000 Mark Einkommen und zwar: Gehalt und Repräsentationskosten 36 000 M., Lantieme 100 000 M., Verwaltungslantieme 12 000 M., Miethwerth des Hauses 3000 M. Außerdem bezieht Herr Baare aus Auzen, Aktien und Kapitalien 150 000 Mk. hat also 301 000 M. Einkommen. Herr Baare muß demnach nicht in der 28. Stufe 2880 M., sondern in der 33. Stufe 9000 M. Staatssteuer zahlen. Viel zu wenig zahlt auch der Bochumer Verein an Forenseu-Steuer, nämlich nach einem getroffenen Abkommen rund 66 000 M. Von dem Gewinne darf der Verein mit 60 pCt. zur Steuer herangezogen werden, dieser beträgt 3 000 000 M. Hiervon beträgt das füngirte Einkommen aber 108 000 M.; da 220 pCt. Einkommensteuer als Kommunalsteuer erhoben werden, so hat die Gesellschaft 237 000 M. anstatt 66 000 M. zu zahlen.

Aber, wie gesagt, da ruht sich der Staat blos aus, sonst ist er sehr gewissenhaft, und wenn eine Arbeiterin, die 2 Mk. 50 Pf. Lohn die Woche verdient, 2 Mark 30 Pf. Steuer rückstand hat, so werden die eingetrieben, mag's biegen oder brechen!

— Gleichheit vor dem Gericht?? Drei Studenten der Theologie haben Abends ein Ehepaar auf der Friedrichstraße angefallen und durchgeprügelt, à la Kleist-Loh. Als diese zukünftigen Diener des Herrn und Stützen der Gesellschaft vor Gericht kamen, wurde der eine zu 60 M., die beiden anderen zu 30 M. Geldstrafe „mit Rücksicht auf ihren Stand und ihre bisherige Unbescholtenheit“ verurtheilt.

„Mit Rücksicht auf ihren Stand“, zu deutsch: weil sie einer privilegierten Klasse angehören, müssen sie vor Gericht milde verurtheilt werden. Drei Arbeiter wären „mit Rücksicht auf ihren Stand“?

— Nobel muß die Welt zu Grunde gehen! Im Herrenhause ist, wie wir vor einigen Wochen mittheilten, die 4prozentige Einkommensteuer für Einkommen von 30 500 M. an aufwärts mit 99 gegen 58 Stimmen abgelehnt worden. Das Verzeichniß der Stimmen aus

der namentlichen Abstimmung ist nunmehr erschienen. Es ergibt, daß sich die einfachen Adligen und die Bürgerlichen ziemlich gleichmäßig auf Seiten der 4 und 3prozentigen Steuer vertheilten. Dagegen haben gestimmt unter den Fürsten und Prinzen 5 für die 4prozentige, 15 für die 3prozentige Einkommensteuer, unter den Grafen 10 für die 4prozentige, 34 für die 3prozentige, unter den Freiherren 5 für die 4prozentige und 8 für die 3prozentige Steuer. Im ganzen also wollen aus diesen drei Klassen 57 nur 3 Prozent bezahlen, während 20 für eine 4prozentige Steuer sind. Gegen die 4prozentige Steuer haben gestimmt der Herzog v. Ratibor, Herzog v. Ujest, Prinz Biron v. Kurland, Fürst Blücher, Fürst Karolath, Fürst Hagfeldt, Landgraf v. Hessen, Prinz Hohenlohe, Fürst Lychnowsky, Fürst Radziwill, Prinz Reuß, Fürst Solms-Baruth, Fürst Stolberg-Bernigerode, Fürst Putbus. Die 4prozentige Einkommensteuer zu zahlen bereit sind nur Fürst Bentheim, Fürst Henburg, Fürst Pleß, Fürst Solms-Lich und Fürst zu Wied. Es ist schade, daß unter diesen fünf fürstlichen Freunden der vierprozentigen Einkommensteuer sich vier befinden, welche als Reichsunmittelbare zur Zeit überhaupt von der Einkommensteuer befreit sind. Unter den fünf Genannten ist nur Fürst Pleß ein steuerfreier Reichsunmittelbarer. Für die übrigen vier Herren ist der Steuerprozentfuß sehr gleichgiltig, wenn entsprechend der höheren Steuer nach dem neuen Gesetze auch die Kapitalerschädigung für Aufhebung der Steuerfreiheit desto höher ausfällt. U. d. das sind die Herrschaften, welche den armen Eisenbahnunterbeamten zuriefen, als sie um Gehaltserhöhung petitionirten: Noblesse oblige! „Noblesse oblige“ denken sie, aber nur wenn's nichts kostet; „noblesse oblige“, wenn wir Zucker und Schnapsprämien einsparen können und vom Brot des Arbeiters unsern Behten erheben; „noblesse oblige“, wenn wir keine Stempelgebühren und Steuern bezahlen; und „noblesse oblige“, wenn so ein dummer Kerl von Zugführer oder Schaffner so unverschämt ist, ein paar Pfennige den Tag mehr zu verlangen. Feine Gesellschaft, diese Edelsten!

Soziales aus England.

Zu den Verhandlungen des jetzt in die Ferien gegangenen englischen Parlaments, welche in der letzten Zeit so auffallend „arbeiterfeindlich“ sind, macht die „New-Yorker Volksztg.“ folgende Voten:

Anträge über Anträge, die mit der Arbeiterfrage zusammenhängen, wurden gestellt. Entwürfe über Entwürfe zur Erweiterung der Fabrikgesetzgebung wurden eingebracht, so daß es schien, als hätten sämtliche Parteien ein Wettrennen um die Gunst der Arbeiterklasse veranstaltet.

Der Schlüssel zu diesem Vorgehen der bürgerlichen Parteien in England liegt in der Thatsache, daß in nicht ferner Zeit die Neuwahlen zum Parlament bevorstehen. Das bisherige Schlagwort der inneren englischen Politik, des „Homerule for Ireland“, hat nicht nur seit der Parnell-Affaire seine Wirkung eingebüßt, sondern ist in der That durch den Fortschritt der Arbeiterbewegung vollständig in den Hintergrund gedrängt worden.

Seit der Wahlreform von 1885 sind die Arbeiter der ausschlaggebende Faktor in der inneren Politik Englands geworden. Das apathische Verhalten der Gladstone'schen Liberalen auf ihren Jahresversammlungen zu London und Liverpool in Bezug auf die Arbeiterfrage hat unter ihren bisherigen proletarischen Anhängern böses Blut gemacht. Gladstone aber, der vor der Parnell-Affaire noch gute Aussicht hatte, auf Grund der Homerule-Forderung bei den nächsten Wahlen wieder eine Majorität für sich zu erhalten, muß sich jetzt sagen, daß ohne eine energische Unterjochung seitens der Arbeiter der Ministerstuhl für ihn nicht wieder erreichbar ist. Die Liberalen suchen also jetzt den früheren Fehler gut zu machen, und so kommt es, daß sie augenblicklich trüben von lauter Arbeiterfreundlichkeit.

Die Tory-Regierung ist unterdeß auch nicht müßig gewesen, um sich in's Vertrauen der Arbeiterklasse einzuflechten. Seit der Parnell-Affaire hat sie wieder Aussicht, das belohnte schon verlorene Spiel noch zu gewinnen, und sie wird es gewinnen, wenn es ihr gelingt, nur in einer Anzahl von Kreisen das Arbeiter-Votum zu ergattern. Natürlich ist es der englischen Regierung so wenig wie ihrer liberalen Opposition darum zu thun, wirkliche Reformen für die Arbeiterklasse einzuführen. Zwar wird sie, wenn es nicht anders geht, vielleicht einige Bills zur Annahme gelangen lassen, die gewisse geringfügige Vortheile der Arbeiterklasse bieten, allein wenn irgend möglich, möchte sie auch ohnedem zum Ziele kommen. Wenn man so die Arbeiter bis nach den Wahlen hinhaltet und bei ihnen den Glauben erwecken könnte, daß die Regierung wirklich beabsichtige, etwas für sie zu thun! Das würde so das Bequemlichste sein und dieser Weg ist denn auch thatsächlich eingeschlagen worden.

Die englische Regierung hat Schritte gethan zur Einberufung einer Arbeitskommission, die die Aufgabe haben soll, Untersuchungen über die Lage der Arbeiterklasse und über die Arbeiterfrage überhaupt anzustellen. Die Ernennung von Untersuchungskommissionen ist in England ein ganz gewöhnlicher parlamentarischer Schachzug, um Fragen, die der Regierung im Wege sind, vorläufig von der Tagesordnung abzusehen und ihre Lösung hinauszuschieben.

Glückt es der englischen Regierung, durch die eingeleitete Untersuchung über die Lage der Arbeiterklasse den Arbeitern weis zu machen, daß sie wirkliche Reformen beabsichtigt, und erhält sie draußhin bei den Wahlen die Unterstützung auch nur eines bedeutenden Bruchtheils der Arbeiter, so hat sie erreicht, was sie mit dieser Untersuchung erreichen wollte.

Die englische Regierung täuscht sich aber, wenn sie annimmt, daß die englischen Arbeiter noch dieselben sind, wie im Jahre 1885. In der letzten Zeit hat die englische Arbeiterbewegung in einem Jahre zehn Jahre Fortschritte gemacht. Unter dem Einflusse sozialistischer Ideen haben auch die englischen Arbeiter gelernt gegen alles mißtrauisch zu sein, was von bürgerlicher Seite kommt. Das parlamentarische Komitee des englischen Gewerkschafts-Kongresses hat denn auch sofort den gleichenden Schleier der Arbeiterfreundlichkeit der Regierung vom Gesicht gerissen, indem dasselbe sich zum Minister G. W. Smith begab und an ihn das wahrlich nicht weniger als weitgehende Verlangen stellte, daß in der zu ernennenden Arbeitskommission die Hälfte der Mitglieder Arbeiter-Vertreter sein sollten.

Der Minister suchte nach allerlei Ausflüchten, um der Beantwortung dieser Klipp und klar gestellten Forderungen aus dem Wege zu gehen. Er versprach, dieselbe „in Erwägung“ zu ziehen; es sei selbstverständlich, daß die Arbeiter eine „starke Vertretung“

in der Kommission haben würden, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Das parlamentarische Komitee bestand indes auf prompte Antwort, und so rückte denn schließlich der Minister mit der Ansicht heraus, daß es doch eine übertriebene Forderung sei, wenn die Arbeiter verlangen, daß die Hälfte der Kommissionmitglieder aus ihren Vertretern bestehen solle. John Burns stellte noch die Forderung, daß auch die „unskilled“ (ungelernten) und ebenso die weiblichen Arbeiter eine direkte Vertretung haben sollen. Die letztere Forderung wurde unter andern mit der Thatsache begründet, daß von 1 084 361 Personen, die im Vereinigten Königreich in Fabriken beschäftigt sind, nicht weniger als 656 549 weiblichen Geschlechts sind. Der Minister versprach auch diese Sache zu „erwägen“.

Bis jetzt sind die Mitglieder der Kommission noch nicht ernannt. Als Vertreter der Regierung werden Michael Hicks-Beach, der Präsident der Londoner Handelskammer und John Gorst, Staatssekretär für Indien und Vertreter Großbritanniens auf dem Arbeiterschutts-Kongress, bezeichnet. Von Arbeitervertretern hört man bis jetzt nur den Namen John Burns nennen.

Das einzige Gute, was vielleicht von der Arbeitskommission zu erwarten ist, der Umstand, daß die Untersuchungen derselben dazu beitragen werden, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Lage der Arbeiter und auf die Lösung der sozialen Probleme hinzuwenden. Direkte positive Ergebnisse wird die Arbeitskommission so wenig haben, wie sie seiner Zeit die von der englischen Regierung eingesetzte Kommission zur Untersuchung der „Schwitze“-Arbeit gehabt hat. Nach jahrelangem „Untersuchen“ wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß es den Arbeitern „vielsach“ schlecht gehe, daß aber „Gottes gnädige Fürsorge“ es so gefügt habe, und daß man nichts dagegen machen könne.

Die englischen Arbeiter aber werden sich voraussichtlich durch das plumpe Vorgehen der Regierung nicht fangen lassen, und es ist sicher, daß bei den nächsten Parlamentswahlen in einem großen Theile Englands die Arbeiter als selbständige Partei und mit selbständigen Forderungen den Wahlkampf aufnehmen werden.

— Eine sehr interessante Polemik führt unser Genosse J. Guedde im „Socialist“ mit einem Unternehmerblatt, dem „Coton“, aus welcher wir die betreffenden Daten anziehen wollen. Abgesehen davon, daß die „wissenschaftliche“ Kampfesweise unserer Gegner durch sie gezeichnet wird, sind die angeführten Thatsachen und Zahlen auch sehr instruktiv.

Der „Coton“ behauptet, die Maschinen, statt den Arbeiter brotlos zu machen, geben ihm Arbeit, und zitiert als Beweis aus der Statistik der englischen Baumwollenindustrie, daß 1819—21 nur 445 000 in ihr beschäftigt waren, und 1880—82 686 000.

Die Antwort Gueddes ist sehr einfach: der gute Bourgeois hat vergessen, daß sich auch gleichzeitig die Bevölkerung Englands vermehrt hat, von 16 500 000 in 1819 auf 34 000 000 in 1880. Berechnet man nun die Zahl der Baumwollenarbeiter auf die Gesamtzahl, so findet man, daß 1819 die Baumwollenarbeiter $\frac{1}{37}$, 1880 $\frac{1}{50}$ der Bevölkerung ausmachen, daß sie sich also vermindert haben.

Gleichzeitig ist die Produktion aber um 1231 pCt. gestiegen.

Verzweiflung.

„Zu verlieren haben wir ja doch nichts“, erklärte der Bergmann Siegel in der Sonntagsversammlung. Und, obgleich sie genau wissen, daß die Unternehmer den Streik selbst herausbeschworen haben, um einen Vorwand zu benutzen, die Arbeiter noch ärger zu drücken, um den Knebelparagrafen, die Vernichtung des letzten Rechtes des Arbeiters, im Reichstag durchzubringen, um die Stand der Industrie ebenso Geld zu schneiden, wie bei dem guten, trotzdem die Arbeiter das alles wissen, haben sie doch am 26. April den Generalstreik für das Gebiet der Ruhrkohle proklamirt.

„Zu verlieren haben wir ja doch nichts!“ Das ist die Antwort auf die Frage: Wie konnten diese Leute, alte Männer, Familienväter, ruhige und bedächtige Menschen, wie konnten sie ein so wahnsinniges Unternehmen beginnen, ihre ganze Existenz in einem Kampf auf's Spiel setzen, in dem sie selbst nicht auf Sieg rechnen!

Das Maß ist übergelaufen; ein gut Theil Demüthigung und Entbehrung, Wortbrüchigkeit und Hohn, Elend und Noth haben sie ertragen, so viel, wie Menschen eben ertragen können; aber weiter ging es nicht, endlich waren sie da angekommen, wo sie verzweifelt schriekten: Wir können nicht mehr, unsere Erbitterung, unsere Wuth muß zum Ausbruch kommen. Die Verzweiflung fragt nach keinen Rücksichten, — und: „Zu verlieren haben wir ja doch nichts.“

„Zu verlieren haben wir ja doch nichts!“ das soll denen ins Ohr klingen, welche diese Männer in solche Verzweiflung getrieben haben, welche mit der Hoffnungslosigkeit Geschäfte machen und mit dem Hunger und Elend die Kurse treiben; dem verlogenen bürgerlichen Gefindel der bürgerlichen Presse soll es in den Ohren klingen, welches bezahlt wird, damit es auf die Unglücklichen heßt, und jenem verlauchten oder unfähigen Pöbel, das mit Reformen, Reformen! uns die Ohren vollplärrt.

Die Sozialdemokratie hat von dem Streik abgerathen; sie hat den Leuten dasselbe gesagt, was sie selbst einsehen, aber was wir haben thun können, das war eben nur kaltes Verstandeswerk, kühle Berechnung, die vor der Gluth der Volksempörung hinschmilzt, wie der Schnee vor dem Feuer. Jetzt hat das Volk gesprochen; wir müßten feig sein, wenn wir uns auf unser Abmuthen beriefen; jetzt, wo die Würfel gefallen sind, wird sich die gesammte sozialdemokratische Arbeiterschaft solidarisch mit ihren verzweifelnden Brüdern erklären, die gehen und getrieben sind, bis ihnen nur noch das Eine übrig blieb. Vor dieser Begeisterung muß aller lähler Verstand schweigen. So sprach auch der schlichte Schröder: „Ich würde vom Streik abgerathen haben, aber der Volksstromung sind wir unterworfen. Jedes Volk macht sich seine Gesetze selbst, auch wir Vergleute. Ich werde jetzt, wo der Streik beschlossen ist, an der schwierigsten Stelle nicht fehlen.“

Der Triumph der Unternehmer ist gewiß, und wer weiß, welche furchtbaren Folgen der Streik noch weiter haben wird. Das alles ausgenutzt wird, was auszunutzen

ist, ist sicher, und man wartet ja nur auf eine Gelegenheit; das Gewehr liegt im Anschlag schon lange.

Aber mögen die Gegner auch siegen, mögen sie dann im Rauch ihres Sieges ihrer Wuth freien Lauf lassen, mag sich das Schauspiel des unterliegenden Proletariats wieder einmal wiederholen — ein Wort giebt die Versicherung, daß keine Niederlage die Arbeiter für immer niederwerfen wird: „Zu verlieren haben wir ja doch nichts.“

Blind und toll in ihrer Habgier, erzieht diese Bourgeoisie sich selbst die Mächer für ihre Thaten. Was hat es gekostet, ehe sie diese Vergleute so weit gebracht hat! Noch 1889 waren sie so vertrauenselig, so voller Glauben; wie haben sie behandelt werden müssen, bis sie jetzt diesen Schritt der Verzweiflung gethan haben. „Zu verlieren haben wir ja doch nichts“, nicht einmal mehr die Vertrauenseligkeit. Alles, alles hat man ihnen genommen, nackt und bloß stehen sie da, und nur noch eine Hoffnung haben sie, eine einzige Hoffnung. —

Seit langem hat der Kampf des Proletariats nicht solche begeisternde Momente aufzuweisen gehabt, als jetzt, wo diese noch ganz naiven, eben erst aus ihrer nichtsahnenden Zuversicht herausgeschreckten Männer in ihn eingetreten sind. Wir werden deshalb den Bericht der Sonntagsversammlung aus dem „Vorwärts“ noch einmal abdrucken, obgleich ihn ein Theil unserer Leser schon gelesen haben wird.

Zunächst verlas der Vorsitzende folgenden Brief, den die belgischen Kameraden an die Versammlung gerichtet haben:

Charleroi, den 24. April. Werthe Kameraden! Aus den Zeitungen haben wir erfahren, daß es bei Euch zu einem partiellen Streik gekommen ist. Wir sind für einen großen Streik, wenn Belgien und Deutschland bestimmen sind. Wir bitten um sofortige Nachricht, was Ihr heute beschließt. Wir haben am 26. d. Mts. in Charleroi Versammlung. Wenn der Generalstreik ausbrechen sollte, so werden wir solidarisch auf Eurer Seite stehen und Euch auf jede denkbare Weise unterstützen. Es lebe die internationale Solidarität!

Dequiseaux.
Der Brief wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen, dann ergriff Siegel das Wort:

Glück auf, Kameraden! Das Volk urtheilt, es hat bereits entschieden. Nicht für, nicht gegen den Streik darf hier gesprochen werden, und will ich sprechen. Denken Sie an das Strafgesetzbuch, so wie es ausgelegt wird, welches die Auforderung zum Kontraktbruch mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft. Gedanken sind ebenso gut als Worte. (Beifall.) Wie es zum partiellen Streik gekommen ist, wissen Sie. Der Verbandsvorsitzende und ich haben versucht, den Streik auf Eintracht I und II zu verhindern. Es war unmöglich. Ich habe wenigstens keine Lust, mir die Knochen im Leibe zerschlagen zu lassen. Was können wir nun thun? Die streikenden Kameraden mit Geld unterstützen? Dazu lassen die Herren dem Bergmann zu wenig Geld. (Beifall.) Wie die Influenza griß der Streik um sich. Auf „Eintracht“ folgte „Arbliche Morgenstunde“. Bis gestern Nachmittag standen 27 Schächte still. Vier Schächte im Offener Revier haben sich inzwischen noch angegeschlossen. Heute müssen wir zum Resultat kommen. Wollen wir das Eine nicht, so müssen wir bestimmen, daß die ausständigen Belegschaften die Arbeit morgen wieder aufnehmen. (Zustimmung.) Die Lohnen von 2,40—2,90 Mk. täglich bezahlt werden. (Rufe: Puh!) wird uns wie aus Belgien geschrieben: Wir sind zwar im Prinzip sonst immer gegen Streiks gewesen, aber so wie die Dinge heute liegen, glauben wir nichts zu riskiren. Zu verlieren haben wir ja doch nichts! (Bravo!) Die heutige Versammlung braucht weder lange zu dauern, noch braucht viel geredet zu werden. Doch würde ich dem Vorsitzenden nur rathen, einfach abstimmen zu lassen: Wer gegen den Streik ist, der hebt die Hand hoch! (Heiterkeit und Beifall.) Der Volkswille läßt sich nicht mehr zurückdrängen. Die Führer sind es nicht im Stande, obwohl wir wissen, daß die Kapitalisten den Streik nur herausbeschworen haben, um den Bergmann thätig hineinzulegen. (Rufe: Sehr richtig!) Ich sage nichts dagegen, ich werde mich aber auch hüten, dafür zu sprechen. (Beifall.)

Allgemein erhebt sich jetzt der stürmische Ruf: Abstimmen! Abstimmen!

Vorsitzender Bauer: Wir sind nicht gewillt, hier lange Worte zu machen. Ein Zurück giebt es nicht mehr. Aber die Redner, die auf der Liste stehen, müssen wir sprechen lassen; auch andere Ansichten müssen wir hören, damit es nicht naeher in der Presse heißt, die Delegirten-Versammlung sei vergewaltigt worden. (Zustimmung.)

Die Versammlung ist damit einverstanden. Die Rednerliste wird geschlossen und die Redezeit auf fünf Minuten festgesetzt.

Ketteler-Hamme: Jeder Delegirte weiß, wie seine Belegschaft gekommen ist. Wir müssen solidarisch vorgehen. Doch wäre es besser, die Abstimmung geheim vorzunehmen. (Rufe: Nein!) Ich gehe mit dem großen Ganzen durch Dick und Dünn. Aber jeder soll sich ernst bedenken, bevor er stimmt.

Reiter-Gelsenkirchen: Ich bin stets gegen den Ausstand gewesen. Aber der Druck von oben ist zu stark. Wenn Ihr im Verstande Euch nicht solidarisch fähig, dann treten wir aus! (Zustimmung.)

Bringewald-Wattenscheid: Ich habe es lebhaft bedauert, als der Ausstand ausbrach. Ran drach mit ihm bestimmte Kongressbeschlüsse, die ganz anders lauteten. Gegen einen partiellen Streik bin ich ganz entschieden, damit können wir nie unsere Lage verbessern. Sie, Kameraden, haben jetzt zu bestimmen, ob wir den ausständigen Kameraden zu Hilfe kommen sollen, oder ob wir uns mit ihnen nicht solidarisch erklären. (Beifall.)

Zimmermann-Kray: Bei den Schächten giebt es kein Zurück mehr. Die Folgen wären schlimmer, als alles andere. Ich glaube, wir erklären uns mit den Kameraden solidarisch. (Bravo.)

Dietmann-Ledendorff: Die heutige Bewegung ist nicht nach der Führer Sinn. Aber wir können nichts gegen sie ausdrücken. Bei dem früheren Ausstande hätte man die Bewegung gern den „radikalen Elementen“ in die Schuhe geschoben. Auch jetzt hat man es gewollt und versucht. Aber der „Vorwärts“, die „Volkstimme“, die „Gelsenkirchener Arbeiterzeitung“, sie alle haben diesen Ausstand auf das Entschiedenste bekämpft. Wir können auch unsere Lage nur verbessern, wenn wir alle organisiert sind. Deut ist der Ausstand ein sehr gewagtes Spiel. Wissen wir denn wirklich, ob wir das Volk auch hinter uns haben? Sorgen wir dafür, daß unsere Sache nicht durch einen Putsch zurückgeschleudert wird. Gewiß! Ich bin dafür, wenn wir siegen könnten. Jeder muß aber genau bedenken, ob wir siegen werden. Verlieren wir, so werden wir noch viel schlimmer gedrückt werden als bisher. Und uns wird mit Recht nicht nur der Vorwurf der Uneinigkeit, sondern auch der Unfähigkeit treffen. (Sehr richtig!) Bevor wir stimmen, überlegen wir es uns genau! (Beifall.)

Job. Weber-Derne: Nach dem schönen Brief der Belgier mache ich den Vorschlag, ihnen sofort zu depechiren: „Einer für Alle, Alle für Einen!“ (Stürmischer Beifall.)

Thomae-Saarrevier (mit lebhaftem Beifall begrüßt): Die Delegirten des Saarreviers rief das Solidaritätsgefühl hierher. In Halle verbanden wir uns national, in Paris international. Diese Solidarität wollen wir nun bestätigen. Obwohl uns der Zustand hier verfrüht erscheint, werden wir doch die Solidarität hochhalten und die westfälischen Kameraden, soweit es das Gesetz erlaubt, nach Kräften unterstützen. (Stürmischer Beifall.)

Vindenberg-Vochum: Ich schlege mich den Ausführungen Diekmanns an. Von meiner Belegschaft ist ein Drittel für, ein Drittel gegen den Streik, und das letzte Drittel läuft herum und weiß nicht recht, was es machen soll. So mag es auch wohl noch anderwärts sein. Wenn wir hier stimmen, wissen wir nicht, ob das Volk hinter uns steht. Redner schlägt geheime Abstimmung vor. Jeder Schacht soll eine Stimme haben, und der Zustand nur dann als beschlossene gelten, wenn eine Zweidrittel-Majorität sich dafür erklärt.

Schol-Polsterhausen: Nicht unsere Schuld ist es, wenn gestreikt wird. Die Unternehmer haben uns den Fehdehandschuh hingeworfen. Wir waren gegen den Streik. Redner empfiehlt geheime Abstimmung.

Siegel-Dortmund: Stimmen Sie, wie Sie wollen; wenn aber die heutige Versammlung gegen den Zustand stimmt, dann haben wir 240 und mehr Gemahregelte, wie 1890 in Gelsenkirchen. Sie mußten damals mit Weib und Kind nach Brasilien auswandern! (Rufe: Das darf nicht geschehen). Auch wenn der Streik in's Wasser fällt, und ich weiß bestimmt, daß er in's Wasser fällt, so schadet das nichts. Fuß um Fuß dem Kapital der Boden abgerungen werden, sagte der englische Deputirte Abraham zu Paris. 1889 mußten die Bergleute erst durch den Streik durcheinander geschüttelt werden, bevor eine Organisation zu Stande kam. Hoffen wir, daß unsere Organisation bald so stark ist, daß Streiks erst gar nicht mehr möglich sind. (Lebhafter Beifall.)

Damit ist die Rednerliste erschöpft. Der Vorsitzende fragt nun die Delegirten der ausständigen Schächte, ob sie die Arbeit am nächsten Tage wieder aufnehmen wollen. (Stürmische Rufe: Nein, nein!)

Vorsitzender: Die anderen Belegschaften werden wissen, was sie zu thun haben. Jeder Delegirte stimme jetzt nach Ehre und Gewissen: „Wer dafür ist, daß morgen der Zustand im ganzen Revier sein Ende erreichen soll, der hebe die rechte Hand empor!“ Nur eine Hand erhebt sich. (Stürmischer Beifall.)

Damit ist der Generalstreik für das ganze Gebiet der Ruhr-kohe proklamirt.

Vorsitzender: Kameraden, haltet Euch jetzt so, wie es Berg- leuten zukommt! Die Delegirten hatten dafür, daß in ihren Belegschaften nichts passiert. Wir wollen unsere eigene Polizei sein. Dann haben wir vom Militär nichts zu befürchten. Wir hoffen, daß uns die Behörden in unserer gerechten Sache nicht hindern werden. (Lebhafter Beifall.) Der Zustand wird geführt um die achtstündige Schicht und eine Lohnhöhung. Das sind unsere Forderungen, die bei den Grubenverwaltungen eingereicht sind.

Schröder-Dortmund: Eine ernste Mahnung will ich an Sie richten, Kameraden. Halten Sie jeden Abend Familienrath, sorgen Sie dafür, daß die Straßen leer bleiben und die jungen Leute nicht auf ihnen herumstehen. 1880 waren es gefauste Leute, die schlimme Zusammenstöße verursachten, daß Tausende darüber unglücklich wurden. Haben Sie Achtung vor den Behörden, auch wenn sie fremd auftreten! Ruhe und Ordnung überall, Ruhe und Ordnung, damit das Militär, wenn es kommt, und es wird nicht lange dauern, hier auch keine Arbeit hat. (Stürmischer Beifall.) Ich würde vom Streik abgerathen haben, aber der Volksstromung sind wir unterworfen. Jedes Volk macht sich seine Weisheit selbst, auch wir Bergleute. Das ist demokratisches Geistes. Ich werde jetzt, wo der Streik beschlossen ist, an der schwierigsten Stelle nicht fehlen. (Stürmischer Beifall.) Nicht in den ersten Tagen wird der Kampf beendet sein. Gaushalten Sie jetzt mit jedem Groschen. Rechnen wir nicht auf fremde Hilfe. Die einzige Hilfe ist Solidarität. Wir wollen den letzten Bissen Brot mit einander theilen. (Stürmischer Beifall.)

Durch einstimmigen Beschluß wird Schröder-Dortmund mit dem Vorsitz in der Lohnkommission betraut und ihm das Recht verliehen, für den Fall seiner Verhaftung seinen Nachfolger zu ernennen.

Zum Schluß erwähnt Siegel noch einmal zur Ruhe. Das Militär sei nicht fern. Die Behörde könnte nichts vernünftigeres machen, als ein Armeekorps zu mobilisiren, und sämtliche Gruben zu besetzen. Dann würde auch nicht eine Belegschaft mehr anfahren: „Die deutschen Arbeiter sind nicht gewohnt, unter Polizeiaufsicht und Belagerungszustand zu arbeiten.“ (Stürmischer Beifall.) Wir dürfen unseren Gegnern nicht den Gefallen thun, daß die Finte schießt und der Sabel baut!

Der Vorsitzende empfiehlt den Kameraden noch kurz, sich durch keine Drohanschläge der Direktionen an den Schächten beeinflussen zu lassen, dann erhebt sich die ganze Versammlung und singt stehend und entblößten Hauptes drei Strophen des Bergmannsliedes:

„Glück auf, Kameraden! Durch Nacht zum Licht!“
Vorsitzender: Mit diesem Schlachtlied wollen wir in den Kampf ziehen. Hoch die internationale Vereinigung! Hoch die internationale Verbüderung! Dreimal brausen die Hochrufe durch den Saal. Damit schließt die denkwürdige Versammlung.

Wie sich der Streik weiter entwickeln wird, ist noch nicht voraussehen. Auf die Ausstreunungen der Repressivdepechen ist nichts zu geben, und eine Uebersticht über die ganze Bewegung ist schwierig. Wahrscheinlich werden furchtbare Katastrophen bevorstehen. Das deutsche Proletariat wird in ihnen nicht vergessen, daß die streikenden Bergleute unsere Brüder sind, wenn sie auch theilweise noch andere politische Anschauungen haben. Und so rufen wir ihnen denn ihr Lied zu:
Glück auf, Kameraden! Durch Nacht zum Licht!

Die Börse als Heimstätte des modernen Raubritterthums.

III.

M.H. Die großen Gelddynastien, welche das Zeitgeschäft am Effektenmarkt hinter den Kulissen leiten, was sind sie anders, als lauter Engrosausbeuter der Detailsausbeuter? Im Schweiß seines Angesichtes raubt der Unternehmer dem Arbeiter seinen Arbeitsertrag; und wenn er glaubt, seine Beute in Sicherheit zu haben, so kommen die Börsenwölfe und jagen sie ihm wieder ab.

Wie jedes andere Spiel kann die Börsenspekulation keine neuen Werthe schaffen; das kann nur die Arbeit. Sie kann nichts, als Besitzwechsel hervorrufen unter Denjenigen, die sich an ihr betheiligen. Die Bethheiligung wird aber immer größer werden, je mehr die kleinen industriellen Unternehmungen verschwinden und großen, von Aktiengesellschaften betriebenen Platz machen. Die

Aktien werden doch untergebracht; jedes Industriepapier ist aber seiner Natur nach Spekulationspapier.

Besitzwechsel werden geschaffen durch die Spekulation. Aber man muß nicht glauben, daß bei diesen Besitzwechseln etwas anderes entscheidet, als die rohe Gewalt des überlegenen Kapitals, etwa besondere Intelligenz, Kenntniß der Lage der betr. Unternehmungen und dergleichen. Die Konzentration des Kapitals setzt sich auch hier mit Naturgewalt durch.

Die Vertreter der haute finance und zugleich die eigentlichen Träger der ganzen Institution des Differenzspiels, das sich durch die Vermittlung der Maklerbanken und deren Bindeglieder vollzieht, können vermöge ihrer dominirenden Stellung jederzeit das ganze Börsenspiel kontrolliren. Sie können sich bei den Maklerbanken beliebig eine genaue Kenntniß vom jeweiligen Stande der Spekulation verschaffen und daraufhin operiren. Und wahrlich, sie thun es! — Daher auch haben so oft sachliche Verhältnisse eine mehr als untergeordnete Bedeutung in den Irregängen der Differenzspekulation. Hier entscheidet nicht die Vernunft, nicht die Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse, hier entscheidet die rohe Gewalt, die Kenntniß der Engagementsausdehnung. Kund heraus gesagt: Die Matadore des Börsenspiels spielen ein Spiel mit offenen Karten. Die Anderen sind die Schafe, die geschoren werden, die Tributpflichtigen des Großkapitals. Will man Beispiele; sie sind wohlfeil wie Brombeeren. Wir nennen nur eines. Das Jahr 1889 war ein Jahr des ununterbrochenen Aufschwungs der Industrie und des Handels. Der Unternehmungsgeist war mächtig angeschwollen und gleich einem reißenden Strome trug er Alles vorwärts, was in seinen Bereich kam. Was war geschehen, das solche Umwälzungen veranlaßte? Waren Millionen ins Land gekommen? Befand sich die Industrie in einer neuen Aera wirtschaftlicher Prosperität, hatte sie neue Absatzquellen gefunden? Die Presse sagte es und verkündete es jeden Tag aufs Neue. Allein die Presse war ja das Mundstück der Kapitalisten, eine der wichtigsten Waffen in diesem Kampf, die eben nur den Großen zu Gebote steht. Allerdings waren in einzelnen Zweigen des Wirtschaftslebens zu jener Zeit leichte Anzeichen eines Aufschwungs am Horizont sichtbar. Auch künstlich half man nach, wo es nicht recht vorwärts gehen wollte, wie beispielsweise durch die Bildung von Trusts für Eisenprodukte und Erzeugung von Vorräthen. Aber nun beobachte man die Kursentwicklung, wie sie von den Faisseuren notorisch geleitet wurde. Noch ehe die künstlich erzeugte Blüthe der einzelnen Zweige des Wirtschaftslebens recht in die Erscheinung getreten war, da hatte eine erhigte und zu sinnloser Spielwuth gehegte, fanatisch und blind gemachte Spekulation von Ueingegebenen die Kurse in wahnsinniger Weise hoch getrieben. So gingen z. B. Harpener Bergwerk binnen weniger Monate

	von 120 auf 330 %,
Hibernia Akt.	„ 130 „ 245 %,
Gelsenkirchen	„ 120 „ 220 %,
Vochumer Gußstahl	„ 120 „ 290 %,
Laurahütte	„ 105 „ 175 %,
Dortmunder Union	„ 70 „ 140 %,
Hartort Bergw.	„ 140 „ 220 %.

Die Veranstalter der Maskerade wußten längst, daß das Gebäude zusammenstürzen müsse, noch ehe die Besserung der Verhältnisse in Wirkung getreten war. Sie erschraaken selbst vor der Großartigkeit des Schwindelbaus. Sie brachten also ihre Haut zuerst in Sicherheit. Aber sie thaten mehr. Sie begnügten sich nicht allein mit den enormen Gewinnen und mit einigen Millionen in blanco, d. h. auf Zeit vorverkaufter Engagements, die sie später mit großem Gewinn glattstellten. Man graste das Feld ganz gründlich ab, da man schon einmal an der Arbeit war. Die Handelsgesellschaft übernahm schnell noch einer Poisten von 6 Millionen neuer Aktien des Vochumer Gußstahlvereins, die sie zu den höchsten Kursen hinaus-schmetterte, ein Konsortium der angesehensten Banken des Plazes that das Gleiche mit 9 Millionen Harpener Aktien. Andere Banken und Spekulanten thaten dasselbe mit anderen Werthen, es war ein Wettrennen, wie es in dieser Großartigkeit selten beobachtet worden ist. Was die Großen im großen Styl thaten, das unternahmen die kleinen Ausbeuter mit kleineren Objekten. Jeder aber beeilte sich, aus der vollen Schüssel mitzuspeisen, solange die Spielwuth der Bethörten in der aufstrebenden Entwicklung begriffen war. Wie leicht konnte sie erlöschen! Wenn auch eine Besserung der Wirtschaftslage voraus-zusehen war, so großartig konnte sie nicht sein, daß jene sabelhaften Wertherhöhungen dabei ihre Rechnung finden konnten. Und nun tritt zu der Erkenntniß von der riesenhaften Uevertreibung der Agiotage noch diejenige von der einseitigen Engagementslage, die kaum je zuvor so ausschließlich nach einer Richtung hinneigte. Schon diese Kenntniß der Dinge genügte, um mit unfehlbarer Sicherheit zu berechnen, daß die Spekulation so sehr das Maß überschritten habe, daß die ganze Bewegung den Keim des Krachs in sich trage. Das wußten die Eingeweihten und sie konnten daher die höchsten Kurse benutzen, um Millionen n. u. geschaffener und noch gar nicht existirender Aktien auf den Markt zu werfen. Sie konnten es dank der Institution des Zeitgeschäfts, die allein die Unterbringung solcher Summen von Werthen ermöglicht. Daher sind sie alle einig in dem Lobe des Zeitgeschäfts, das ihnen so gute Dienste leistet, die Jobber, die frei-

sinnigen Manchesterleute und die Professoren der Nationalökonomie. Alle beweisen sie, daß das Zeitgeschäft der Börse ein nothwendiger wirtschaftlicher Faktor sei, das man nicht mit Steuern belastet könne.

Der wirkliche Aufschwung der Industrie aber fiel erst in eine spätere Zeit, als die Kurse längst wieder dort angelangt waren, von wo sie ihren Aufschwung nahmen, die wirkliche Blüthe der Industrie, soweit sie überhaupt zum Vorschein kam, ist zu derselben Zeit erst sichtbar geworden, als der Krach seine größte Ausdehnung angenommen hatte, nämlich im zweiten Semester des Jahres 1890. Ein deutliches Beispiel von der Theorie, daß nicht die sachlichen reellen Verhältnisse die Kursbewegung leiten, sondern daß es die Einsicht in die Karten ausschließlich ist, welche den Erfolg von Börsenoperationen im Voraus bestimmt. Und diese Einsicht hat nur das große Kapital. Was sich an dem erwähnten Beispiel im Großen vollzog, das kann im Kleinen an jedem Tag und zu jeder Stunde beobachtet werden. Wir werden das in nächster Nummer der „B. V. T.“ nachweisen.

Ausfuhr von Baumwollwaaren aus Großbritannien.

	In Millionen Pfd. Sterling
1820	16,52
1825	18,36
1830	19,42
1835	22,13
1840	24,67
1845	26,12
1846—1850 (im Durchschn.)	25,33
1851—1855	31,84
1856—1860	44,10
1861—1865	48,67
1866—1870	70,34
1871—1875	75,27
1876—1880	68,47
1881—1885	74,21
1886—1890	70,60

Man halte den ungeheuren Zuwachs bis 1875 gegen den Rückgang, der von da an datirt.

Gewiß eine auffällige Erscheinung, die doch, sollte man meinen, unseren Bourgeois müßte zu denken geben; denn daß sie ihre Waare nicht mehr verkaufen können, das ist doch das Schrecklichste für sie. Sie produziren ja doch um zu verkaufen; und wenn es mit dem Verkauf hapert, so verdienen sie nichts mehr. Aber außer den Klagen über die „schlechte Geschäftslage“ hört man nichts.

Eine Erklärung können die Leute in der That auch nicht geben, denn die würde doch zu gelinden Zweifeln an ihrer Wirtschaftsordnung Veranlassung geben.

Die Sache ist nämlich die: der Markt kann nicht mehr räumlich ausgedehnt werden, er umfaßt schon die ganze Erde, er wird sogar von Jahr zu Jahr beschränkt durch die zunehmende Konkurrenz neuer Völker. Höchstens dadurch, daß die Waare billiger losgeschlagen wird, kann noch verkauft werden, und das geschieht denn auch; dem gefallenen Werth der Ausfuhr entspricht eine gesteigerte Quantität.

Das Billigerverkaufen ist nur möglich durch starke Steigerung der Produktivität der Arbeit, wozu rapider Wechsel der Maschinen gehört. Diese Heißjagd kann nur das große Kapital aushalten, sogar dem mittelgroßen geht dabei schon der Athem aus.

Wie die Zahlen zeigen, muß das Mittel aber auch nichts, denn trotz des großen Umsatzes nimmt die Totalsumme der eingelaufenen Gelder ab. Auf die Sterlinge kommt es dem Kapitalisten aber an und nicht auf die Yards.

Die kapitalistische Produktionsweise tendirt zur Expansion, Ausdehnung der Produktion; bis 1875 ging das, bis dahin störten nur die periodischen Krisen. Aber jetzt ist die Grenze erreicht, weiter geht es nicht; von jetzt ab herrscht eine ununterbrochene Krise.

An dem Widerspruch, den die heutige Wirtschaftsform selbst erzeugt, geht sie zu Grunde. Sie muß auf immer höherer Stufenleiter produziren, muß sich immer mehr auswaschen, immer mehr Waare hervorbringen.

Und diese Waaren müssen irgendwo abgesetzt werden. Sie hat die Fesseln der Nationalität gesprengt und wendet sich an die anderen Völker; auch das genügt noch nicht; wenn sie befriedigt sind, muß sie neue Abnehmer suchen, „neue Märkte“, und so wendet sie sich von den kultivirten Völkern zu den unkultivirten und versucht selbst den Hotentotten sich zum Kunden zu machen.

Aber wo ein nur irgendwie nennenswerther Markt ist, wo die Leute nur irgendwie nennenswerth einkaufen — da müssen sie doch mit anderen Waaren bezahlen! Und wenn sie früher nie für den Tausch produziert haben, jetzt müssen sie anfangen, eventuell werden sie mit Gewalt dazu gezwungen.

Sie produziren jetzt und tauschen ihre Produkte. Aber dadurch wird ja die Unmenge der Waaren erst recht größer!

Und je mehr die neuen Länder in den Geschmaß kommen, desto lebhafter werfen sie sich nun auch auf die Produktion.

So betrug in Indien die Ausfuhr von Baumwollwaaren in Mill. Rupien:

1849—1853	7,7
1854—1858	8,1
1859—1863	7,8
1864—1868	13,1
1869—1873	13,3
1874—1878	18,3
1879—1883	31,4
1884—1888	53,6
im Jahre	
1886/87	58,5
1887/88	69,4
1888/89	63,7

Die Welt wird ersticken in der Unmenge der produzierten Reichthümer!

Und Niemand kann sie kaufen; die äußerste Grenze ist erreicht; selbst der letzte Bantuneger bindet sich schon seinen Schurz aus englischem Kattun um. Zu Hause aber kann auch Niemand kaufen, obwohl das Volk in seinen Lumpen verkommt; die Bourgeois wollen ihre Waaren ja nicht umsonst hergeben, sondern wollen etwas dafür umtauschen. Das Volk hat aber nichts zum Eintausch, als seine Arbeitskraft, seine Arbeitskraft, die eben diese Unmenge von Gütern erst geschaffen hat.

Aber was soll der Bourgeois mit der Arbeitskraft! Er kann sie nur gebrauchen, um neue Waare mit ihr zu produzieren und schon die alte kauft ihm keiner ab!

Und so muß diese ganze Welt durch sich selbst zu Grunde gehen; die Arbeiter müssen verhungern neben gefüllten Magazinen, und erfrieren neben einer Ueberfülle von Kleidungsstücken. Die Bourgeois können verzweifeln neben ihren Reichthümern, sie werden werthlos, denn Niemand nimmt es ihnen ab; und die Reichthümer können

verfaulen und verschimmeln, während die Menschen verhungern und erfrieren.

So muß diese ganze Welt zu Grunde gehen, wenn sie nicht neu geordnet wird!

Produktion und Technik.

Für die Vertheilung der Bevölkerung auf Stadt und Land ist die neueste Volkszählung in Preußen zu interessanten Ergebnissen gekommen. Für die letzten 5 Jahre ist die Bevölkerung der 1263 preussischen Städte (einschließlich der im Stände der Städte vertretenen Landgemeinden bezw. Pflenden) von 10 002 371 auf 11 738 427 oder jährlich im Durchschnitt um 21,25 pro Mille gestiegen. Bei den 87 152 Landgemeinden verminderte sich während derselben Periode die Volkszahl von 15 688 293 auf 16 154 486 oder um jährlich 5,94 pro Mille, bei den 16 591 Gutsbezirken (einschließlich der Forstbezirke) verminderte sich dieselbe dagegen von 2 032 806 auf 2 019 389 oder um 1,32 pro Mille jährlich.

Wie neue Erfindungen unter der modernen Kapitalwirtschaft Fluch statt Segen bringen, das kann man gegenwärtig so recht deutlich in Berlin beobachten. Hier ist nämlich eine neue Knochenschleifmaschine mit Dampftrieb vor einigen Tagen in einer der größten Tricotailen-Fabriken aufgestellt. Während bisher eine tüchtige Arbeiterin im Stande war, bei angestrengtester Thätigkeit pro Tag etwa 200 bis 300 Knochenschleiferei fertig stellen zu können, liefert diese Maschine pro Tag vier Tausend. Es ist ohne Zweifel anzunehmen, daß dieser neuen Maschine, welche aus Amerika nach hier eingeführt wurde, bald mehrere folgen werden. Von welcher traurigen Folgen dies für die vielen in der Branche beschäftigten Arbeiterinnen sein wird, kann sich nach den angeführten Zahlen füglich ein Jeder selbst ausrechnen. Hier zeigt sich wieder einmal die Gemeingefährlichkeit unserer heutigen kapitalistischen Produktionsweise. Unter einer vernünftigen Gesellschaftsordnung würde diese Maschine Tausenden die Arbeit erleichtern, während sie heute einem Einzigen die Taschen füllt und Tausende brotlos macht. Trotz des gewaltigen Vortheils, welcher dem Unternehmer zufließt, erhält die zur Bedienung der Maschine angestellte Arbeiterin 7 Mark Lohn pro Woche.

Zur traurigen Lage der Hadischen Anilin- und Sodafabrik wird der „Mannheimer Volksstimme“ mitgetheilt,

daß am Sonnabend 40 Arbeiter „wegen schlechten Geschäftsganges“ entlassen wurden und weitere Entlassungen noch bevorstehen. Wenn das so fortgeht, so ist die bedauernde Dilemma die Arbeiter können spazieren gehen. Wir stoßen uns nur an den 6 Millionen Gewinn, welche eine kleine Anzahl Millionäre, als eine 22prozentige Dividende zu „vertheilen“ haben. Sechs Millionen Plus und trauriger Geschäftsgang! Wer macht einen Bers daraus?

Wir haben schon verschiedentlich auf den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung Japans aufmerksam gemacht. Diese neu hinzutretenden Länder können gleich alle Erzeugnisse, welche Europa in vier Jahrhunderten mühsam erworben hat, einfach herüber nehmen. Wie das geschieht, zeigt eine interessante Notiz des „Handelsmuseums“ über Postparlaffen in Japan. 1875 wurden dieselben eingeführt; damals betrug die Gesamtsumme der Einlagen in Dollars:

1875	15 820
1876	41 845
1882	1 058 000
1885	9 050 000
1889	20 451 000

Wie die kapitalistische Produktion die Welt umspannt, und wie sie alles herausfucht! In Aegypten tragen die Leute einfache, leichte Stoffe aus Wolle oder Baumwolle, welche wenn sie zerrissen waren, einfach fortgeworfen wurden. Aber auch selbst mit den Lumpen ägyptischer Fellahs können noch Geschäfte gemacht werden. In Cairo und Alexandria haben sich englische Firmen niedergelassen, welche die Lumpen aufkaufen, durch Maschinen sortieren, reinigen und zu Ballen zusammenpressen lassen und nach auswärts verhandeln. Die Baumwolllumpen gehen hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten zur Papierfabrikation, die wollenen nach England, wo sie wieder zu Kleidungsstoffen verarbeitet werden. Die Gesamtausfuhr betrug:

1884	1 508
1885	5 514
1886	25 267
1887	28 018
1888	25 038
1889	32 200
1890	33 300

II. Stiftungs-Fest

des Vereins zur Wahrung der Interessen der Gast- und Schankwirths Berlins und Umgegend

am Dienstag, den 5. Mai, Anfang 9 Uhr, beim Kollegen Puhlmei, Schönhauser Allee 28.

Billets à 50 Pf. sind bei folgenden Kollegen zu haben: Engel, Antonstr. 1; Kleinert, Müllerstr. 174; Linnemann, Neufeldstr. 57; Puhlmei, Schönhauser Allee 28; Zabel, Frankfurter Allee 90; Zippke, Markusstr. 14, sowie bei sämtlichen Vorstandsmitgliedern.

Das Comité. A. A. D. Zabel.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 1. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Sonntag, den 3. Mai 1891, in den Gesammträumen der „Berliner Sodabranerei“, Tempelhofer Berg.

Großes Arbeiter = Mai = Fest

bestehend in Vokal- und Instrumental-Konzert und lebenden Bildern, unter gütiger Mitwirkung der Vereine des Arbeiter-Sängerbundes als: Gesang- und Musikverein Harmonia, der Gesangsvereine Freiheit, Frühlingslust, Harmonia, Kreuzberger Harmonie, Liedesfreiheit, Treuer Bund und Waldkapelle, zusammen 200 Sänger mit reichhaltigem Programm.

Bei günstiger Witterung findet von 6 Uhr ab im großen Saale Tanz statt. — Die Kaffeelücke wird um 2 Uhr geöffnet. — Das Fest beginnt pünktlich um 4 Uhr mit einem Arbeiterliede aus der Festzeitung, gesungen von sämtlichen Anwesenden.

Hierzu sind Billets à 20 Pf. bei den Vorstandsmitgliedern und in den Zahlstellen bei Salzweber, Klosterstr. 83 und J. Erner, Fischerstr. 8, zu haben.

Um zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand.

Gesellsch. f. Verbreitung v. Volksbildung.

Mai-Feier.

Am Sonntag, den 3. Mai, Morgens 8 Uhr, findet in der Gräßl. Reischach'schen Branerei in Stralau ein

Früh-Schoppen

statt, wozu alle Freunde und Genossen mit Familien eingeladen werden. Treffpunkt: Am Schloßischen Thor, pünktlich um 7^{1/2} Uhr, früh.

Von Nachmittags 4 Uhr an, in den Zentral-Festsälen, Oranienstr. 180: Ball, Festrrede und Vorträge unter Mitwirkung des Gesangsvereins „Vereinsklub“ (Mitgl. d. A. S. B.).

Billets à 30 Pf. (inkl. Tanz) sind zu haben bei den Herren A. Wilde, Voelckstr. 21, 4 Tr., R. Sandermann, Skaligerstr. 122, A. Frede, Albalberstr. 55 u. A. Klinge, Reichenbergerstr. 158.

Um recht zahlreiche Theilnahme ersucht

Der Vorstand.

Allen Genossen empfehle mein

Weiß- und Bayerischbier-Lokal.

7 Arbeiterblätter, sowie die Schwarze Liste der Eisenindustriellen (4. Ausgabe) liegen aus.

Zahlsche

der Löpferkaffe (jeden Donnerstag), des Metallarbeiterverbandes, des 6. sozialdemokratischen Wahlvereins, der gewerbl. Hilfsarbeiter und der Arbeiter-Bildungsschule (alle Tage.)

Franz Kleinert, Schankwirth, Müllerstr. 174, Eingang Fennstr.

Empfehlen den Genossen und Vereinen zur Waisfeier und zur Verlosung: Der Triumph der Arbeit 1. W. Arbeiterbewegung 1890, sozialdemokratische Sinnsprüche in bester Ausführung (eigen. Fabrikat), Kolossal-Güsten Kassale's, Größe 62 cm. etc.

Frühlich & Richter
Grüner Weg 65.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimmig, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 2. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Sonntag, den 3. Mai 1891, in den Gesammträumen der „Berliner Sodabranerei“, Tempelhofer Berg.

Großes Arbeiter = Mai = Fest

bestehend in Vokal- und Instrumental-Konzert und lebenden Bildern, unter gütiger Mitwirkung der Vereine des Arbeiter-Sängerbundes als: Gesang- und Musikverein Harmonia, der Gesangsvereine Freiheit, Frühlingslust, Harmonia, Kreuzberger Harmonie, Liedesfreiheit, Treuer Bund und Waldkapelle, zusammen 200 Sänger mit reichhaltigem Programm.

Bei günstiger Witterung findet von 6 Uhr ab im großen Saale Tanz statt. — Die Kaffeelücke wird um 2 Uhr geöffnet. — Das Fest beginnt pünktlich um 4 Uhr mit einem Arbeiterliede aus der Festzeitung, gesungen von sämtlichen Anwesenden.

Hierzu sind Billets à 20 Pf. bei den Vorstandsmitgliedern und den folgenden Zahlstellen zu haben: Otto Klein, Cigarrengeschäft, Kottbuser Damm 14; Scheier, Restaurant, Oranienstr. 45; Haugl, Restaurant, Voelckstr. 12; Schmidt, Restaurant, Diefenbachstr. 34; Uhm, Restaurant, Brandenburgerstr. 11; Ernst Wilschke, Cigarrengeschäft, Rahbachtstr. 1 und Junferstr. 1; Schröder, Cigarrengeschäft, Kreuzbergstr. 15; Grube vorn, Schönsfeld, Restaurant, Mariendorfer Straße 10; Riefel, Restaurant, Schönsfeldstr. 58; Bobland, Restaurant, Allosstr. 52; Graffunder, Restaurant, Schwerinstr. 9.

Um zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand.

Achtung!

Der V. Wahlkreis begehrt die Mai-Feier am

Sonntag, den 3. Mai im „Moabiters Schützenhaus“ in Plözensee mit Konzert und Volksbelustigungen aller Art, wozu die Genossen und Genossinnen freundlichst einladet

Der Vertrauensmann.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Soeben erschien Heft 13:

Die Arbeiterbewegung

im Lichte der materialistischen Geschichts-Auffassung.

Von Gerhard Krause.

40 Seiten. Preis 20 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richtet man an die bekannten Kolporteurs oder an die

Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“

Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr wird volle Garantie geleistet

Große Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Ein Maschinenmeister

und ein Schweizerdegen

werden für eine Wiener Buchdruckerei gesucht

Nachrichtigkeit und gute Schulbildung unerlässlich.

Offerten an Moriz Fritsch, Wien, Wipplingerstraße 21.

Die Herren Raucher mache auf mein neu eröffnetes

Tabak- u. Cigarren-Geschäft

aufmerksam.

Achtungsvoll

Julius Ulbrich, Skalitzerstr. 41.

Die proletarische Literatur- und Cigarrenhandlung befindet sich Ropenstraße 90, Redtmann. Finken 75 Pf. All. Der billig Buch-Kauf und Verkauf.

Detail-Verkauf und Versandt

von Steingutwaaren aus eigener Fabrik zu

Engros-Preisen: Gradenstr. 8, Chaussee-

straße 12, Gr. Frankfurterstr. 40.

Rheinsberger Steingutfabrik.

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Neuere Bedienung. — Feste Preise.

Allen Kollegen und Genossen empfehle mein

Weiß- und Bayerischbier-Lokal

Verkehrstotal der Maurer.

Arbeits-Nachweis der Steinbrüder und Ueber-

graphen und Hilfsarbeiter.

Julius Wernau

Berlin C., Rothenstraße 30

(früher Kahlmei.)

Weltmai.

Vor meinem Fenster schräg empor steigt eines grauen Hauses Wand,
Dart an ihr drückt den Blick ein Baum kohlschwarz und wie von
Bluth verbrannt.
Ich seh den Baum, ich seh die Wand, das ist so schwarz und
grau und todt,
Mein Auge zuckt und sieht und sucht ein winkend Grün, ein
leuchtend Roth.
Und steh! im Winkel fast versteckt winkt mir ein sprossendes Gebüsch,
Mit welcher Lust hab' ich's entdeckt! wie wird mir frei und froh
und frisch!
Aus jedem Astchen schlüpft vergnügt und trinkt den Tropfen,
der ihm träuft,
Ein kleines Blatt, ein grüner Busch, dem Sonne durch die
Nerven läuft.
Das ist der schönste Frühling ja, der Juno vom Hofe Meldung
bringt,
Und morgen ist der Mai schon da, der hold an meine Seele
klingt.
Der erste Mai, der erste Mai, nun lebt es grün, nun leuchtet's
roth,
Nun seh' ich kein Kajernengrau und keinen Kahlbaum schwarz und
todt.
Der erste Mai, der grüne Mai, von rothen Wimpeln fluthet drein,
Nun bin ich frisch und froh und will mein Lied dem
Frühling weihn.
Dem Menschheitsfrühling will ich's weihn, der jubelnd durch die
Lande zieht,
Der Hoffnung in die Herzen gießt, daß Völker froh und
glücklich
sind!
Der Sonne in die Seelen streut, daß sich vertriebt die Nacht
der Noth,
Der Blüthen lockt am Lebensbaum mit siegeslautendem Gebot.
Nun kommt zu Haus, nun feiert All, die ihr mit Otru und
Rustel schafft,
Nun lobt mit lautem Jubelschall den Siegeszug der Arbeitskraft!
Das ist ein herrlich Hochzeitsfest der triumphirenden Idee,
Wie bin ich frohlich bis in's Mark, daß ich den Flug der Frei-
heit seh!
Einst mühsam nur mit schwerem Schlag langsam von Haupt zu
Haupt sie zog,
Heut mit gewalt'gem Ritzsch schnob sie durch der Massen Weltgewog.
Und was der klaren Denker Ruth als waltendes Geseh erkannt,
Nun wird es Fleisch, nun wird es Blut, nun wird es Mensch
von Hand zu Hand.
Unüberwindlich groß und stark, so wächst der Wahrheit Wort
zur That,
Wie bin ich frohlich bis in's Mark! Ich seh' der neuen Mensch-
heit Saat.
Ich weiß ein lockend Viebschen mir, mit dem ich tausche Gruß
und Kuß,
Des Maien freuet sich mein Herz, lebend'ger blüht nun der Gemüß.
Wenn durch die Blauen die weiche und mannhaft der Regen Sang
Sich sent in unser Viebschen, so wünsch' ich und seh' ich
Wie pocht mein Herz, wie leb' ich reich! Doch höher schlägt
mein Herz empor,
Und reicher leb' ich tausendmal, klingst du, o Weltmai, an
mein Ohr.
Du Jubelst der Menschheit du, die ihrer Freiheit Venz empfängt,
Du Kraftesang der neuen Zeit, die durch die alte Hülle drängt!
O grüner Mai, o blauer Mai, von rothen Bannern voll durchschlagt,
Sei mir gegrüßt in aller Welt, wo dein Symbol die Herzen packt!
Bon Jahr zu Jahr nun streb' empor und dorre und ver-
schwinde nicht,
Und lähner sei dein Blick und lieblicher dein Angesicht!
Du junges Zeit der neuen Welt, deut' in die Zukunft Licht und groß!
Wir grüßen dich, wir feiern dich, wir ruh'n beglückt in deinem
Schloß.

Zürich.

Karl Dendell.

Die papierne Passion.

(Alle Kopelle.)

Eine Berliner Studie.

Von

Arno Holz und Johannes Schlaf.

Fortsetzung.

Alle Kopelle knüpft sich jetzt seinen Ueberrock auf, so daß
sein Kragen, abgetragenes Sammetjaquet sichtbar wird. Mutter
Abendroth'n hat ein paar Pöfel von dem rohen Kartoffelbrei
aus der Schüssel mitten in das kratende Schmalz gethan.
„Immer wat Feinet, Mutter! Nicht?“
„Ja, wat kann ooch det schlechte Leben helfen! Det
mußt zu janißcht!“
Mutter Abendroth'n giebt sich nicht die Mühe, vom Tügel
wegzusehen. Sie hat die Augen und die Lippen zusammen-
gekniffen und den Kopf zurückgebogen. Knackend springt das Fett
nach allen Seiten.
Nebenan geht Herr Röder mit schweren Schritten auf und
ab. Er singt mit lauter Stimme ein Studentenlied. Alle Kopelle
reißt sich über den Magen.
„Hm!“
Herr Haase schüttelt sich ein wenig.
„Hm! . . . Darf — darf ich Ihnen vielleicht eine
Cigarre anbieten?“
„Oh! — He! . . . Na! Ich bin so frei, werther,
junger Herr! Ich bin so frei!“
Alle Kopelle knickt mit seinen breiten, jumpyen Finger-
nägeln die Spitze von der Cigarre und biegt sich mit ihr über
die Lampe.
Herr Haase athmet tief auf. Alle Kopelle hat sich wieder
zurückgelehnt und reißt sich nun mit den Händen behaglich über
die Knie.
Der Cigarettqualm zieht sich in dünnen, zarten Wölkchen
um die kleine, trübe Lampe. Er macht ihr Licht noch trüber und
gelber. Das Fett im Tügel jst, Alle Kopelle summt leise
vor sich hin. Wally stößt mit ihrem Kuße in einem fort gegen
sein Stuhlbein. Unten, hinten vom Hof her die Maschinen . . .
„Nanu?! Sagen Se doch 'n Ton, Herr Haase! Sie
sind jo so stille hette?“

Herr Haase fährt zusammen. Er hat ganz nachdenklich zu
den Kartoffelbreien hinübergeschaut.
„Oh! Ich? . . . Wiejo?“
„Det is je nach de Umstände, Mutter! Je nach de
Umstände! Nicht wahr, werther, junger Herr?“
Alle Kopelle streicht sich jetzt auch über den Mund weg.
Die Schicht auf dem mit blauen Phantasieblumen bemalten
Kuchenteller neben Mutter Abendroth'n wird immer höher.
Goldgelb, mit kleinen, bräunlichen Erhöhungen, sehen die Puffer
zwischen der dichten Zuckerkruste drüber vor. Ein feiner, bläu-
licher Brodem steigt seitwärts von ihnen in die Höhe. Er zieht
sich vom Herde her gerade über den Tisch hin. Die ganze Küche
duftet nach ihm.
„Hm! . . . Je nach de Umstände.“
Alle Kopelle hat das mechanisch wiederholt. Auch er sieht
jetzt zu den Puffern hinüber.
Mutter Abendroth'n ist feuerroth. Ihr schwarzes, glatt-
geschleitetes Haar glänzt. Ab und zu sticht sie mit der Gabel
in die zitternde, bräunliche Breimasse im Tügel.
„Tottedoch, ja! . . . Ich . . . ich bedaur' Ihn'n doch
manchmal ooch so sehr, Herr Haase! . . . Wissen
Se! Na, is doch wahr? . . . Wenn Cener . . .“
Sie dreht den Puffer auf die andere Seite.
„Na, Du?! . . . Nu seh doch Cener! Hast woll n'
Pieperbillet, wat?!“
Wally, die mit langem Halse dagestanden und zugesehen
hat, drückt sich jetzt wieder zu Alle Kopelle. Sie preßt ihr
langes, spitzes Kinn auf seine Schulter und läßt kein Auge
vom Herde.
„Ich mein': wenn Cener immer so arbeeten muß
und hat dabei nich n' bisken — Amü . . . Nanu?!
Ae! . . . Amüssemang, meen' id! . . . Un id sag: een
junger Mensch muß det haben, sag id!“
„Hm! Das . . . Ach, das . . . das wird auch noch
mal anders!“
Herr Haase hat verlegen seine grünen, rissigen Gummi-
manschetten zurückgeschoben und ist über und über roth ge-
worden.
„Ich sag manchmal zu Herr Röder: Herr Röder,
sag id: Nehm'n S' sid mal 'n Beispiel an Herrn Haase!
Der junge Mann s'ht den ganzen Tag un . . . Brrr!
Dieser verfluchtigte Fett! Det sprißt jo wie der Deibel!“
Sie reißt sich mit dem Schürzenzipfel die Augen.
„ . . . s'ht . . . s'ht . . . jag id, den ganzen . . .
Tag . . . zu Hause . . . un arbeet' un kann sid nich
mal 'n bisken wat jonn'n!“
„Hm!“
Herr Haase hat sich weit hinten zurückgelehnt. Er pafft.
Sein Gesicht ist ganz von Qualm umhüllt, nebenan singt Herr
Röder:
„Hildebrand und sein Sohn Hadubrand,
Alle vedpöte vedpöte nag naadenit sein
zu schüttelt er den Kopf und hustet. Mutter Abendroth'n
fährt fort:
„Nee, manchmal muß id aber orntlich über Herr
Haase lachen, wenn er so mit seine kurzen Höckens die
Treppen ruffehubbt kömmt . . . Ich meene man so! Die
Beene kenn id doch? Sie missen mir det nich ibel neh'm'n,
Herr Haase!“
„Oh!“
„Sehn Se, det . . .“
Mutter Abendroth'n dreht sich überrascht um. Alle Kopelle
hat plötzlich stark zu husten begonnen. Sie sieht ihn an. Er
blinzelt ihr zu. Herr Haase sieht aufmerksam unter den Tisch.
Mutter Abendroth'n, die Alle Kopelle jetzt verstanden hat,
sieht ihn einen Augenblick wie erschrocken an. Dann, beruhigend:
„Jbriens, wat Se da vorhin von de Miete sagen,
Herr Haase, det hat keene Gile! Det lassen Se man
jut sind!“
„O, ich kriege ja, wie gesagt . . . nächstens . . . von
meiner Mutter . . . Das Geld kann jeden Augenblick
kommen!“
„Ehm! Hm! . . . Ja — nee! . . . Wat — wat
id doch s'lich noch jagen wollte! . . . Det is nämlich
wah, det is wirklich wah, junger Herr! Det is heit-
zudage ooch nich mehr so mit det Studiren, wissen Se!
Allens überfüllt! Allens überfüllt! . . . Ehm! . . . Sehn
Se . . .“
Er tippt Herrn Haase mit dem Fingerring auf den Arm.
Dann dreht er sich, ein wenig ungeduldig, zu Wally um.
„Nicht doch, Kind! . . . Du thust mir ja weh, wenn
Du mir so mit Dein' Kinne drißst! Du mußt doch aber
ooch heer'n!“
Wally gähnt. Sie setzt sich hinter ihn auf den Beirand
und fängt an, ihm vorsichtig das rothe Schmutztuch aus der
Tasche zu zupfen.
„Ja, wenn eener velle Feld hat, wissen Se, denn
magt ja woll noch jehn! Aber, wissen Se: det is ja
heitjudage in alle Branchen so, jag id. Nehm'n Se doch
mal mir! . . . Na?! Da s'ht id mit de Talente, un mit'n
biden Kopp! . . . Ja, det liebe Feld, wissen Se! Ich
hab' z. B. schon manchen durch'n Prozeß jebracht!
Er jereit ein dikes, fettiges Notizbuch aus seiner Tasche.
Sehn Se, da is z. B. eene Sache . . . un hier!
Bitte! Nehm'n Se mal, det Se mir s'loob'n!
Mutter Abendroth'n lachend:
„Na ja! Det is nu ooch wat, weefte! . . . Dabei
kannste ooch verhungern!“
Alle Kopelle lacht leise vor sich hin.
„Ja, wah is't! Wat id dabei verdiene, drägt de
Krage us'n Schwanz wech! Aber't freit een'n doch, wissen
Se, wenn man so'n armen Deibel jeholten hat! 'n freit
een' doch!“
Er nickt Herrn Haase gemüthlich zu.

„Ja, jehn Se, jo bin id nu mal! . . . Danke scheen!
 . . . Hab'n Se jesehen? . . . Na ja! Sehn Se!“
Er würgt das Notizbuch wieder in die Seitentasche. Eine
Welle ist es still, Wally hat sich wieder zum Herde hingedrückt.
„Na, wat haste denn wieder zu schniffeln! Obste
jehst?! Hast woll Watte in de Ohren?“
Wally gähnt und schleicht sich zum Fenster. Sie drückt
die Stirn gegen das Holzkreuz und summt vor sich hin.
Ueber das niedrige, verschneite Duergebäude dräben hebt
sich schwarz die Fabrik in den dunklen, von feinem Schneestaub
wimmelnden Winterhimmel. Ihre vielen Fenster bliken gelbroth
durch das Gesehber. Schwarz schieben sich fortwährend die großen
Stahlschienen, Riemen und Räder in den hellen Biereden hin
und her. Es schnaubt und stöhnt in kurzen, regelmäßigen Stößen.
Dazwischen, in gewissen Zwischenräumen, ein scharfes, doppel-
stimmiges Quitschen . . .
„Ja! Weefte, Ederwacht, Du bist ooch man immer
der Dumme! Wenn nich noch'n bisken wat bei det Sil-
wettenschnaidern un Schüstern un bei det Dottren abfiele,
jingt Dir ooch man dreckich mit Deine Olle!“
„Ja! — Pa haste Recht, Mutter! . . . Aber, weefte?
Mir hungert ellich nach so'n Puffert da! . . . Zieb mir
doch mal so'n Dingrichs rieber!“
„Hier, olle Qualmtute!“
„Scheen! Scheeniken! . . . So wat kann der ärmste
Mensch essen!“
Herr Haase bläst den Rauch vor sich hin, er starrt in den
Kampfbrenner.
„Ihn'n ooch een'n Herr Haase?“
„Nein! Nein! Danke! Ich . . .“
„Ach wat! Hier! . . . Nehm'n S' man!“
„Hm! . . . Danke! Danke! . . . Ich — e . . .“
Wally hat sich wieder einigermassen interessiert umgedreht.
„Donnerwettstod! . . . Weefte . . . Mutter! . . .
Det . . . det haste raus! Det schmeckt nach mehr!“
Mutter Abendroth'n schmunzelt.
„Na, wenn't man schmeckt! Tottedoch, ja! Bei die
schlechten Zeiten kann eener ooch froh sind, wenn er jo
sein liebet bisken Brot hat!“
Alle Kopelle sieht sie einen Augenblick mit seinen freund-
lichen, blinzenden Augen an, dann wendet er sich wieder zu Herrn
Haase. Herr Haase ist mit seinem Puffer schon fertig.
„Aber, wissen Se, junger Herr? 'ne scheene Zeit is
et doch so, det Studier'n meen id! Namentlich so an
keene Unewersitäten!“
„O ja! Aber manchmal etwas roh! Etwas sehr
roh!“
„Roh! — roh, meen' Se? Ja, da hab'n Se eejentlich
nich jo ganz Unrecht! Un da weer'd Ihn'n ooch mal
'ne scheene Jeschichte erzeehl'n. Det heeßt, wenn't Ihn'n
U, vire:
„Ich wah damals noch'n janz junger Kerl, so'n
Jungelen von zwanzig Jahren. Ich konnt' mir aber da-
mals in jute Gesellschaft jehn lassen, verstehn Se! Un
id sag Ihn'n: bei de Weechens hat id Glück, bei de
Weechens?! . . . Nicht, Mutter?“
„Nanu?! Wat soll id denn det wissen?“
„Na, Du hast mir doch damals immer so'n jorschen
Jungen tazirt, Mutter? Un wenn Freije mir nich in
die Quere jekommen wär? . . .“
„Nanu bitt id een'n um tausend Achtzroschenstüde!
So'm Knurzel! Ich hätt Dir jewollt!“
Alle Kopelle lacht vor sich hin. Er betrachtet Mutter
Abendroth'n sehr vergnügt.
„Na, laß man jut sind, Mutter! Kleen, aber oho!
 . . . Ne, ne, wissen Se! Det will Se man jek nich so
Bort hab'n!“
„Nanu heer' aber uf, eller Demelad!“
„Na, sei man jut, Mutter! Scheen wah doch da-
mals! Ich meen' man! Nicht?“
Mutter Abendroth'n lacht.
„Nanu heer'n S' man, Herr Haase! So'ne olle
Quasselfstippe!“
„Du, Mutter! Sonntags . . . so uf de Hasenheide!“
Amerika det is zu weit!
Denn jehn wir nach de Hasenheid!
Ich meen man, Mutter! Aber nachher kam der Freije.
Na, nu wissen Se! Mit dreihundert Dhaler jehalt un
zu Weihnachten 'ne boomwollne Weste: mit jo wat konnt'
so'n Jahrebund wie id nich konferriren! Da hat je mir
schiefen lassen!“
„Na! Obste stille bist?!“
Mutter Abendroth'n hat ihm schnell noch einen Puffer hin-
gereicht. Sie sehen sich beide einen Augenblick an.
„Na! Is doch wat, Mutter!“
Er hat den Puffer mit spitzen Fingern gefaßt und ist nun.
„Jesus sprach zu seine Jinger:
Wer keen Kessel hat, eht mit de Jinger!
So! . . .“
Er knippt sich die Zuckerkrümelchen von den Fingern.
„Wat . . . wat id Ihn'n also erzeehl'n wollte,
werther junger Herr! Ich wah damals ooch mal in 'ne
keene Stadt, in Treßwalde . . .“
„Ach?! Da hab ich ja auch studirt!“
Herr Haase ist plötzlich lebhaft geworden.
„Na ja, jehn Se! . . . un schnitt Silwetten und
schusterte, wie det grade so kam! Un da hätt' id beinah'
mal in 'ne Kneipe von de Theologen ellige Keile jekriegt,
indem det id det Leiden Jristi ausschnitt!“
„Ach! . . . Wie?! . . . Das Leiden Christi?“
„Nu ja! Alle Kopelle kann det Leiden Jristi aus-

schneiden, det ganze Leiden Kristi! . . . Du! Schneid' doch mal det Leiden Kristi aus! Na? Mach! Ach mach!"

Wally ist sehr interessiert auf Olla Koppelke zugehüpft. Sie hat sich wieder dicht an ihn geschmiegt und streicht ihm vorn über seinen weichen Sammetrock.

"Nicht doch, Kind! Det interessiert ja den jungen Herrn nicht!"

"Das Leiden Christi?! Aus Papier?! O gewiß! Sehr! Sehr sogar!"

"Ach, is jo man so'n Mumpis!"

"Aber nu hab Dir doch man nich, Edewacht!"

"Ach mach!"

Wally ist schon hinten beim Bett auf den Stuhl geklettert und framt eifrig in einem großen, pappenen Wandkorb umher.

"Ach mach! Ja? Hier! De Scheere!"

"Na jut! Denn jieb mir mal 'n Stickssten Papier!"

"Mutter! Jeeb doch mal 'n Briefbogen!"

"Briefbogen? Briefbogen hamn mir nich mehr!"

"Na, denn 'ne olle Zeitung!"

"Au ja! Hier 'n Lokalanzeiger! . . . So! Nu mach!"

"Hm! Jut!"

Olla Koppelke hat vorsichtig den Staub von dem Papiere fortgeblasen und faltet es nun langsam auseinander.

"S. Maj. der Kaiser haben geruht . . . hm! Beeß schon! Scheeniken! Na, un hier? 'n Kind? Wat?! In't Kiofette gestochen? . . . Na ja! Seh mal! Wat nich so allens in de Welt passiert! — Hm! — Jut! . . ."

Er legt die Cigarre bei Seite und reißt ein Bierleibchen von der Zeitung los.

"Nicht, Kind! Nicht! Ich kann jo nich schneiden! Du mußt doch aber ooch beer'n!"

Er versucht Wally vorsichtig abzuschütteln.

"Hurrjott, Meechen! Kannste nich 'n Stridstrump nehm'n?! Wat?! Nee, wat doch aus det Froonzimmer noch weer'n soll?!"

"Nist! Immer in Jite, Mutter! Det mußt janisch, wenn Du ihr scheltst, jeehste!"

"Ach wat, is doch wah!"

"Nein! doch lieber mal hier den Polsterabend 'n bisken weag!"

Olla Koppelke hat das Papier sauber zusammengekniffen, Mutter Abendroth'n rückt die Sachen auf dem Tische bei Seite. Wally hat sich aufs Bett gesetzt und baumelt mit den Beinen.

"Hurrjott, Meechen! Mußt denn man ejalwech mit de Beene zappeln?!"

Olla Koppelke hat das Papier zu einem winzigen Kegel zusammengekniffen, der fast unter seinen kurzen, dicken Fingern verschwindet, und schneidet ihn nun mitten durch.

"So!"

Er hat seinen Zeigefinger beleckt und blättet eine Menge winziger Papierschnitzelchen auf der gelbgestrichenen, verwaschenen Tischplatte auseinander.

"Na? Da fehlt doch noch 'n Endsken? . . . Ach hier! Hm! . . . Na, nu passen Se mal uf!"

Mitten in den freigewordenen Raum der Tischplatte legt er einen großen Papierschnitzel, der wie ein Kreuz aussieht. Jetzt hustet er und räuspert sich ein paar Mal pathetisch:

"Herr Jesus! Der Kreuz, an den er ja hangen hat, un an den sie ihn den Effigschwamm reichten."

"Hoho! Mutter! Det soll der Herr Kristus sind! Seh mal! Is jo janisch mal 'n Herr Kristus dran!"

Wally lacht.

Det hier . . .

Olla Koppelke hat zwei andere Schnitzel aufgeknipt und mit den Spitzen unter dem Kreuze gegeneinandergelegt.

"Det hier is Joljatha, jenannt de Schädelstätte! Se wissen doch!"

Mutter Abendroth'n sieht ihm über die Schultern zu. Sie hat sich einen Puffer zusammengerollt und kaut behaglich.

"Un dies hier . . ."

"Au, Mutter!! . . . Heer doch mal den — Kadau unten!!"

Alle sehen auf und horchen.

Vom Hofe her schwere, dumpfe Schläge. Dazwischen, grell, eine Weberschimme.

"Hil! — se — Hil! — seel! — Er — schlägt — mir — ja — dooort!! Hil! — fell! — Hil! — fell!!"

Det is wieder der verfluchtije Schloffer!"

Mutter Abendroth'n ist mit Wally schon beim Fenster. Herr Haape ist ebenfalls in die Höhe gesprungen. Er zittert am ganzen Körper.

"Hil! — seel!!"

"Nanu?!"

Auch Olla Koppelke ist jetzt aufgestanden. Draußen werden vom Hofe verquollene Fenster aufgerissen, ein paar Weiber rufen auf den Hof hinunter, unten summt und schreit es schon wirt durcheinander. (Fortsetzung folgt.)

Warum geht Rußland auf Eroberungen aus?

Von Stepanial.
Ins Deutsche übertragen von B. N.

I.

Mag es gute oder böse Folgen haben, Rußland muß in Europa und in Asien ein mächtiger Staat sein. Ein Land mit einer Bevölkerung von hundert Millionen, die sich überdies mit rasender Schnelligkeit vermehrt, kann, so schlecht auch seine Verwaltung ist, keine Macht zweiten Ranges sein. Diese scheinbar unerfüllliche Sucht des russischen Reiches nach territorialer Ausdehnung ist nicht dazu angethan, die natürlichen Besorgnisse seiner Nachbarn, namentlich der Engländer, betreffs deren ungeheuren Besitzungen in Asien, zu beschwichtigen. Vor kurzem hat dieses zu Differenzen in Afghanistan geführt, die eine Zeitlang fast als casus belli angesehen wurden; und obwohl der Streit augenblicklich beigelegt ist, so erscheint der politische Horizont doch noch lange nicht klar. Mit Eisen und Blut geschwängerte Gewitterwolken hängen am Horizont und verursachen mehr Unruhe als die drohenden Wolken einer in Rußland möglichen Revolution. Sehen wir zu, welche Ursachen jenen zu Grunde liegen.

Warum geht Rußland auf Eroberungen aus? Was veranlaßt diese unglückliche Nation, die unwürdige Rolle eines ewigen Störenfrieds der Ruhe und friedlichen Entwicklung der Länder zu spielen, denen sie nur Dank für die Lichtstrahlen der Zivilisation und ihre intellektuelle Entwicklung schuldet? Die Grundursache davon ist in Europa wohlbekannt: es ist die in Rußland bestehende Autokratie. Eine freie Regierung schließt die Möglichkeit eines Krieges, wie es Europa leider nur zu klar gezeigt hat, nicht aus. In einem autokratischen Staate aber kommt noch eine neue wichtige Ursache des Krieges hinzu: Ehrgeiz und Habgucht des Oberhauptes. Die gigantische Macht Rußlands, ebenso wie seine geographische Lage sind besonders dazu geeignet, den kriegerischen Neigungen seiner Machthaber Vorschub zu leisten. Rußland ist heute der einzige Staat in Europa, der auf Eroberungen ausgeht. In letzter Zeit ist für die Regierung, insolge des vollkommenen Verlustes ihres moralischen Ansehens und infolge der wachsenden Abneigung aller Gesellschaftsklassen gegen sie, das, was früher nur Nebenache war, zur inneren Nothwendigkeit geworden. Der Zar muß die auswärtigen Kriege als unvermeidlichen Ausweg betrachten, um das Gewitter der allgemeinen Unzufriedenheit von den inneren Verhältnissen abzulenken. Die europäischen Schriftsteller, welche dies bestätigen, räumen den rein nihilistischen Anschlügen doch einen zu exklusiven Einfluß darauf ein. Letzteres ist nicht ganz richtig. Die nihilistischen Umtriebe tragen verhältnismäßig nur wenig dazu bei, die Regierung zu veranlassen, zu solchen Mitteln zu greifen — aus dem einfachen Grunde, weil die Nihilisten sich nicht so leicht von ihrem Werke abbringen lassen. Viel wichtiger ist die hoffnungslose Unzufriedenheit der großen Masse, die von der herrschenden Clique ausgeplündert wird. Die Regierung muß das allgemeine Interesse beschäftigen, damit diese schredliche Unzufriedenheit sich nicht in offene Abneigung verwandelt.

Was die Zustände des heutigen Rußland auf geistigem Gebiete in bemerkenswerther Weise kennzeichnet, ist der Umstand, daß der allgemeine, so außerordentlich friedliche Charakter dieses Landes auf den ersten Blick einen leicht erregbaren Chauvinismus zeigt, welcher die Anwendung so verbrecherischer Mittel besonders erleichtert. Jedesmal, wenn eine diplomatische Schwierigkeit entsteht und die Luft nach Pulver riecht, scheint die russische Presse plötzlich von kriegerischem Geiste durchdrungen zu sein, und wenn die Unruhe einige Zeit anhält, sieht es aus, als ob die Gesellschaft ganz Feuer und Flamme sei. Man muß dieses zum großen Theil der knechtischen Stellung der Presse zuschreiben. Wenn die Regierung ein Zeichen giebt, so sind Dutzende von Blättern bereit, sich nach dem herrschenden Winde zu drehen und zu rufen: „Es lebe der Krieg!“, ebenso wie sie auf Befehl gerufen hätten: „Es lebe der Friede!“ Aber nicht alles ist dem Einfluß der Presse zu verdanken. Die russische Presse ist in dem mindesten wirkliche Chauvinisten zu sein. Dies mag sonderbar scheinen, ist aber die volle Wahrheit. Oft verwandeln sich ruhige und vernünftige Leute in glühende Chauvinisten. Wir selbst sind solche Fälle bekannt; jeder Ruße kann dasselbe beobachten. Sie werden einfach durch das unhaltbare Elend des täglichen Daseins, durch das verzweifelte, bewußte oder unbewußte Gefühl, daß es nicht schlimmer kommen könne, daß jede Aenderung der Verhältnisse eine Verbesserung bedeute, dazu getrieben. Sorglos und gleichgültig nehmen sie alles, was geschieht, selbst alle Anzeichen der Noth, des Elends auf, — wenn nur der Umsturz eines verhassten Systems, mag derselbe auch noch so böse Folgen nach sich ziehen, in Aussicht steht. Um solche Gefühle zu hegen, muß ein Mensch durch fortgesetzte moralische Unterdrückung bis zum Wahnsinn getrieben worden sein. Dieses ist in Rußland wirklich der Fall. Die von mir angeführte Thatsache kann nicht bestritten werden und zeigt sich jedes Mal, wenn ein Krieg droht. So war es im Jahre 1883, als man an einen Krieg mit Deutschland glaubte, — so war es anlässlich der letzten Schwierigkeiten wegen Afghanistan. Auch das, was man vor dem Ausbruch des bulgarischen Krieges „nationale“ Bewegung nannte, hat mindestens zur Hälfte ganz denselben Ursprung. Die patriotischen Schreier haben ohne Zweifel wenig Einfluß auf das politische Gleichgewicht. Sie ebnen nur den wichtigeren Einflüssen den Weg, indem sie den jesuitischen Berechnungen mancher schlauen Staatsmannes, den von Furcht diktierten Entscheidungen oder den Machinationen mancher einflussreichen Feldherrn in der öffentlichen Meinung einen fingierten Anhalt geben.

Das heutige Rußland wäre, wenn nichts seinen Eroberungsgelüsten hemmend in den Weg treten würde, sicherlich ein sehr gefährlicher Nachbar und würde sich nicht damit begnügen, nur von Zeit zu Zeit die Zähne zu zeigen. Die Herren Rußlands haben aber sozusagen an den Füßen Fesseln, welche in dem Maße enger werden, als der Wunsch vorzudringen wächst. Die innere Auflösung, die finanziellen Wirren, die Unordnung in allen Zweigen der Verwaltung, einschließlich der des Heeres, üben selbst auf diejenigen, welche die Geschicke Rußlands lenken, eine beruhigende sehr heilsame Wirkung aus. Die Aussicht auf eine Niederlage ist nicht geeignet, das moralische Ansehen einer Partei oder einer Regierung wiederherzustellen. Ferner hält die Furcht, das Schwert gegen die Brust dessen, der es gezückt, sich wenden zu sehen, dem Verlangen nach kriegerischen Thaten das Gleichgewicht. Welcher dieser entgegengeetzten und gleichmächtigen Einflüsse wird vorwiegen? Unter gewöhnlichen Umständen ist es unmöglich festzustellen. Zwischen jenem

Verlangen und jener Furcht müssen die äußeren Umstände entscheiden. Wenn aber die innere Unzufriedenheit einen heftigen Charakter annimmt, kann sie die russische Regierung dazu treiben, um jeden Preis einen verzweifeltsten Krieg zu führen. Alle politischen Verwickelungen, in welche die benachbarten Nationen gerathen, sind dazu geeignet, die russische Regierung zu veranlassen, auf deren Kosten neue Vorbeeren zu ertingen. Dieser Gedanke ist wohl kaum dazu angethan, beruhigende Aussichten für die Zukunft zu geben, auch machen sich nur wenige darüber Illusionen. Aber nicht hier sind die Ursachen der ewigen aggressiven Tendenzen des heutigen Rußland zu suchen. Außer jenen unwesentlichen Motiven, welchen beide beteiligten Parteien bis zu einem gewissen Grade widerstehen können, ist noch ein anderer Umstand von dauerndem Einfluß, der unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Mein Freund Peter Krapotkin hat ihn schon in einem in dem Journal „Nineteenth Century“ unter dem Titel: „Der nächste Krieg“ veröffentlichten Artikel hervorgehoben. Er betrifft die dringende Nothwendigkeit für Rußland, seine Waaren und Erzeugnisse im Auslande abzusetzen. Dieses Streben ist aber allen modernen industriellen Staaten in gleicher Weise gemeinsam. Leider spricht Krapotkin in seinem kurzen Aufsatz nur im allgemeinen darüber, ohne zu zeigen, wie sich dieses Streben in Rußland kund thut. Dadurch bin ich veranlaßt worden, meinerseits auf dieses Thema zurückzukommen und zu versuchen, den Lesern mit einigen Eigenthümlichkeiten der Lebensverhältnisse in Rußland, welche ihn vielleicht interessieren werden, bekannt zu machen.

Ueber die Arbeitszeit und die Löhne in den deutschen Kohlenbergwerken

finden sich in dem Berichte, welchen der französische Generalkonsul Marteau an seine Regierung gerichtet hat, nach dem Wiener „Handels-Museum“ folgende Mittheilungen:

„Die vollständige Zahl der in der deutschen Kohlenindustrie beschäftigten Arbeiter läßt sich schwer feststellen. Im letzten Jahre hat sich selbe entschieden vermehrt, allerdings nicht im gleichen Verhältniß zur gesteigerten Produktion. Die jüngsten Daten betreffen der Zahl der Kohlenbergwerksarbeiter folgendes:

Dortmunder Distrikt	127 049
Ober-Schlesien	48 350
Nieder-Schlesien	16 200
Halle, (Braunkohle)	22 098
Saarbrücken	27 027
Aachen	7 530
Totale	248 254

Die Zahl der in den übrigen Kohlenbergwerken Deutschlands beschäftigten Arbeiter wird auf 15 000 bis 20 000 geschätzt, so daß man die Gesamtzahl der Kohlenbergwerks-Arbeiter in Deutschland mit circa 270 000 annehmen kann. Bei Zugrundelegung dieser Ziffer beträgt die durchschnittliche Förderung eines Arbeiters bei 300 Arbeitstagen im Jahre circa 270 Tonnen. Doch ist diese Ziffer nicht absolut gültig, da die Produktion in jedem Distrikte je nach der leichteren oder schwierigeren Ausbeutung der Gruben eine verschiedene ist. So stellt sich die jährliche Produktion eines Grubenarbeiters im weisfällischen Kohlenrevier auf 300 Tonnen jährlich, während sie in Schlesien bloß 283 Tonnen und im Saar-Kohlenrevier nur 261 Tonnen beträgt.

Ebenso verschieden stellt sich die Zahl der Arbeitstage im Jahre und selbst die der täglichen Arbeitszeit in den einzelnen Distrikten. Es läßt sich deshalb auch keine zutreffende Durchschnittsziffer geben. Allgemein war jedoch die Tendenz zur Vermehrung der Arbeitstage bis zum Jahre 1888, von welcher Zeit an die Zahl der Arbeitstage im Jahre wie auch die der täglichen Arbeitsstunden sich merklich verringerte.

In Bezug auf die tägliche Arbeitszeit der Grubenarbeiter giebt die offizielle Statistik folgende Daten für die einzelnen Distrikte (die Zeit des Ab- und Aufstieges inbegriffen).

Für Ober-Schlesien:
nur 10 pCt. Arbeiter, die 8 Std. täglich arbeiten
dagegen 33 „ „ „ 10 „ „ „
und gar 57 „ „ „ 12 „ „ „

Für Nieder-Schlesien:
nur 12 pCt. Arbeiter mit 8 stündiger Arbeitszeit
gegen 88 „ „ „ 10 „ „ „

Im Braunkohlen-Distrikte von Halle beträgt die durchschnittliche Arbeitszeit 11 1/2 Stunden, im weisfällischen Distrikte 8 (Ein- und Ausfahrt scheint hierbei nicht eingerechnet worden zu sein) und in den Gruben mit sehr hoher Temperatur bloß 6 Stunden. Im Saarrevier wird 8 Stunden und in Aachen durchschnittlich 9 1/2 Stunden täglich gearbeitet. Für die an der Oberfläche beschäftigten Arbeiter beträgt die tägliche Arbeitszeit im Allgemeinen 10—12 Stunden, die gebräuchliche Ruhepause ist mitgerechnet.

Was die Löhne der Kohlenbergwerks-Arbeiter in Deutschland anlangt, so verfolgen selbe seit 3 Jahren steigende Tendenz, wie nachstehende in einzelnen Distrikten gezahlten Durchschnittslöhne zeigen.

	1888	1889	1890	
	in Mark			
Ober-Schlesien	1,84	2,02	1,72	} (Steigende Tendenz?)
Nieder-Schlesien	1,94	2,02	1,72	
Westfalen	2,67	3,28	3,48	
Saarbrücken	2,81	3,44	3,50	

Im Halle'schen Braunkohlen-Distrikt stieg der durchschnittliche Lohn von 1,68 Mk. im Jahre 1888 auf 2,36 Mk. im Jahre 1890. Es ergibt sich, daß die Löhne der Grubenarbeiter seit 1888 in Schlesien um 10—15 pCt., im Distrikte von Bonn um 20 pCt. und im westfälischen Kohlenrevier um mehr als 25 pCt. gestiegen sind.

Für die einzelnen Kategorien der Arbeiter gestalteten sich die Löhne folgendermaßen: die Grubenarbeiter erhalten in Schlesien 2,56 Mk., im Saarrevier 2,88 Mk. und in Westfalen 4 Mk. täglich; die an der Oberfläche beschäftigten Arbeiter werden in Schlesien mit 2—2,56 Mk., in Westfalen mit 2,70 Mk. und im Saarrevier mit 2,74 Mk. bezahlt; Frauen werden weder im westfälischen noch im Saarrevier beschäftigt, in Schlesien erhalten sie 0,90—1,28 Mk., und in Aachen, wo einige wenige beschäftigt werden, durchschnittlich 1,24 Mk. täglich.

In Rücksicht auf die Durchschnittspreise der geförderten Steinkohle stellen die Löhne 40—47 pCt. des Wertes der Kohle dar. Daraus ergibt sich, daß im Jahre 1889 für die gesamte Produktion von Kohle, deren Werth nach der Förderung 430 Millionen Mark betrug, circa 200 Millionen Mark Löhne gezahlt wurden. Für das Jahr 1890 dürften die Löhne infolge der namhaften Erhöhungen, einen viel bedeutenderen Prozentsatz vom Werthe der geförderten Kohle ausmachen.

Die Statistik hat wohl einen etwas fragwürdigen Werth, namentlich, was die „steigende Tendenz“ des Lohnes anbetrifft. Ein solche von 1,84 und 1,94 Mk. im Jahre 1888 auf 1,72 Mk. im Jahre 1890 wird man doch wohl schwerlich „steigend“ nennen können. Und daß in Westfalen und Saarbrücken die Löhne von 2,67 und 2,81 Mk. auf 3,48 und 3,50 Mk. gestiegen seien, wird vielleicht die berühmte preussische Bergwerksenquete behaupten; über diese wollen wir aber nichts sagen, sonst werden wir zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt wegen Beamtenebeidigung. Wir behaupten, daß die Löhne nicht derart gestiegen sind, denn sonst würden die Arbeiter nicht den Entschluß zu ihrem furchtbaren Verzweiflungstreif gefaßt haben. So etwas thut man nicht zum Vergnügen.

Uebrigens, selbst wenn eine derartige Erhöhung der Löhne stattgefunden hätte, so wäre das immer noch kein Grund zum Jubel; das wäre nur eine Entschädigung für die verminderte Kaufkraft des Lohnes in Folge der Lebensmittelvertheuerung durch die Schutzölle, welche nach der Berechnung, die wir im vorigen Quartal aufgestellt haben, für die fragliche Lohnklasse circa 14 pCt. beträgt.

Was kostet der Kapitalismus den Arbeitern?

Einer Polemik der „New-Yorker Volkszeitung“ entnehmen wir folgenden Passus:

Hr. Shearman theilt die Bevölkerung in drei Klassen: Reiche, Mittellasse und Arbeiter, wobei er eine Eintheilung nach dem Einkommen — also nicht nach der ökonomischen Erwerbsthätigkeit zu Grunde legt. Die letzten zwei der zehn Einkommensstufen: 350 bis 700 Dollars und weniger als 350 Dollars per Jahr verbindet er unter der Bezeichnung „Arbeiterklasse“, wonach sich die Zahl der erwerbsthätigen Angehörigen dieser Klasse auf 16,172,000 Personen beziffern würde, während die Einkommensstufen 7 und 8: 2000 — 5000 Dollar und 700 — 200 Dollar, mit 1,100,000 Personen, nach seiner Auffassung, die Mittellasse bilden und aus den Stufen 1 — 6: Einkommen über 5000 Dollar, mit 120,000 Personen, sich die Klasse der „Reichen“ zusammensetzt. Diese ganze Eintheilung ist für den vorliegenden Zweck von Grund aus verfehlt, indem insbesondere eine Abseidung zwischen den unteren, Kleinbürgerlichen Schichten einer „Mittellasse“ einerseits und der Arbeiterklasse andererseits nicht thunlich ist. Von den 16,172,000 „Arbeitern“ des Hrn. Shearman sind vielleicht die Hälfte Lohnarbeiter, während der Rest aus Kleingewerbetreibenden, sogenannten „Selbständigen“ Arbeitenden bestehen würde, während die, der „Mittellasse“ zugetheilte Einkommensstufe 8: 700 — 2000 Dollar per Jahr, ohne Zweifel auch eine Anzahl besser gestellter Lohnarbeiter enthält. Wir wollen aber den Augenblick von diesem Eintheilungsfehler absehen, um für unsere Gegenrechnung zuerst die Voraussetzung des Hrn. Shearman als Grundlage zu benutzen.

Also, was kostet der Kapitalismus den Arbeitern, wenn deren Klasse 16,172,000 erwerbsfähige Personen umfaßt? Wie viel zunächst positiv, durch Aneignung des Mehrwerthes der Arbeit von Seite des Kapitals, durch Verlust auch des Lohnes neben dem Mehrwerth während beschäftigungsloser Zeit und durch Abnöthigung von Wohnungsmiethe von Seite des Boden- und Hauseigentümers?

Der durchschnittliche Betrag des Mehrwerthes der Arbeit — des vom „Arbeitgeber“ zurückgehaltenen Werththeils, der sich auf Bodenrente oder Miethe für Arbeitslokalitäten, Kapitalzins und Unternehmerprofit vertheilt, war im J. 1880, wie der damalige Census ergibt, in den Fabrikationsindustrien 1,08 Dollar für je 1,00 Dollar des Arbeitslohns, welcher letzterer sich für's Jahr auf 346,90 stellt. Wenn wir dieses Verhältnis als Maßstab anwenden, dann können wir zum Zwecke einer annähernden Berechnung den Gesamtwert des Produkts mit 700 Dollars und den Betrag des Mehrwerthes mit 350 Dollars in Ansatz bringen, obwohl diese beiden Quoten stark abgerundet, d. h. zu niedrig sind. Von der Gesamtzahl der Arbeiter müssen wir die weiter unten erlangte Zahl, welche der Prozentrate der beschäftigungslosen Zeit entspricht, in Abzug bringen, womit sich die Shearman'sche

Gesamtzahl der Arbeiterklasse, wie im nächsten Absatz ersichtlich, um 1,967,132 vermindert. Der Rest: 14,204,868, multipliziert mit 350 Dollar, giebt rund: 5072 Millionen Dollars.

Nun das zweite „Item“: Verlust auch des Lohnes, also des ganzen Produktwerthes während beschäftigungsloser Zeit. Für den Staat Minnefota hat dessen Statistik-Bureau nachgewiesen, daß im Jahre 1888 der Durchschnittsarbeiter 12,17 Prozent der Arbeitszeit beschäftigungslos war. Ein nahezu gleiches Ergebnis haben wir in einer diesbezüglichen Untersuchung des Michigan'er Statistikkamtes gefunden. Wenn wir danach unterstellen, daß im Lande überhaupt während des Jahres 1880 durchschnittlich 12,17 Prozent der Arbeitszeit aller Arbeiter durch Beschäftigungslosigkeit verloren ging, dann erhalten wir die Summe des Verlustes durch Beschäftigungslosigkeit wie folgt: 12,17 ab von 16,172,000 = 1,967,142 mal 700 Dollars (Lohn und Mehrwerth) = 1,376, = 992,400, also rund 1378 Millionen Dollars.

Den Verlust durch Zahlung von Wohnungsmiethe kann man nur schätzen, und wollen wir, um nicht zu hoch zu greifen, annehmen, daß von der Gesamtzahl der erwerbsthätigen Personen (einschließlich solcher Familien, von welchen außer dem Manne auch Frau und Kinder als Arbeiter miteingerechnet sind) nur der vierte Theil Wohnungsmiethe zahlt und zwar nicht mehr als durchschnittlich 60 Doll. per Jahr. Dann betrug dieser Verlustposten rund 400,000 mal 60,00 = 24 Millionen Dollars.

Summa Summarum insoweit: 6580 Million. Dollars. Unterstellen wir nun aber die Zahl der Lohnarbeiter des Landes für das Jahr 1880 in der Höhe von nur 8 Millionen, was der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürfte. Unter dieser Voraussetzung erhalten wir nachstehende Summen:

Verlust durch Mehrwerth-Aneignung, 8,000,000, weniger 1,967,132 beschäftigungslose Arbeiter, rund 6 Million mal 350 Doll. Beschäftigungslosigkeit, 1,967,132 mal 700 Doll. (Lohn und Mehrwerth) rund	2,100,000,000 Doll.
Miethezahlung	1,367,000,000 Doll.
	120,000,000 Doll.
Total	3,587,000,000 Doll.

In unserer Berechnung haben wir die aktuellen Resultate der kapitalistischen Produktionswirtschaft zu Grunde gelegt, um den Werth der Produktionsthätigkeit des Arbeiters, resp. des Mehrwerthes derselben, festzustellen. Das Facit: 6589 Millionen Dollars bei Annahme der Shearman'schen Gesamtarbeiterzahl, oder 3785 Millionen Dollars Verlust bei Annahme der Zahl von 8 Millionen Arbeitern pro Jahr 1880, ergibt sich als Betrag der positiven Schädigung, die der Arbeiter durch die Ausbeutungswirksamkeit des kapitalistischen Systems erleidet.

Wie die Mutter Erde ausgebeutet wird.

„Freiland“, das Organ der Bodenreformer, zeigt an einer Anzeige im „Berl. Tageblatt“ als einem eleganten Beispiel, welchen Tribut der Privatbesitz an Grund und Boden für sich in Anspruch nimmt.

Die Annonce lautet:
In letzter Geschäftsloge Berlins, im Equitablegebäude, Ecke Leipziger- und Friedrichstraße, sind in allen vier Stagen nach vorn und nach dem Hofe Geschäftsräume in jeder gewünschten Größe sofort oder später zu vermieten. Der erste Stock enthält Räume von 378, 189, 80, 193, 618 Quadratmeter. Der zweite und dritte Stock enthält ähnliche Räume. Der vierte Stock ist in kleinere Bureaus eingetheilt. Der jährliche Mietpreis beträgt im ersten Stock pro Quadratmeter 50—65 Mk., im zweiten Stock 40—50 Mk., im dritten Stock 30—40 Mk., im vierten Stock sind Bureaus von 1100 Mk. ab zu vermieten.

„Freiland“ schreibt dazu:
Für einen Raum von 8 Meter Länge und 10 Meter Breite bezahlt also der Mieter 4000 bis 5200 Mk. Miethe pro Jahr und wer gar den großen Raum von 20 Meter Länge und 30 Meter Breite mietet, hat dem Grundbesitzer pro Jahr 30 650 bis 39 845 Mk. zu zahlen. Das kleinste Bureau im vierten Stock kostet 1100 Mk! Schreiber dieses hat in einer großen Provinzialstadt ein Haus gemietet, welches aus zwölf großen Zimmern und drei Mansarden besteht, Keller, Speicher und Garten besitzt und im ganzen Jahr 900 Mk. an Miethe kostet, 200 Mk. weniger als das kleinste Bureau im vierten Stock des Equitable-Gebäudes. Einhundert Mark muß der Geistesarbeiter im vierten Stock der Leipzigerstraße in Berlin erarbeiten, um das Recht zu besitzen, in seiner Werkstatt schaffen zu dürfen; erst wenn er diese Summe hinterlegt hat, darf er an den Erwerb für Wohnung, Nahrung, Kleidung denken. Und was hat der Großhändlerbesitzer an der Ecke der Leipziger- und Friedrichstraße geleistet, daß er sein Grundstück und die darauf errichteten Menschenwohnungen und Werkstätten tausendmal höher bewerten darf, als mein Hausbesitzer in der Provinzialstadt? Hat er Berlin zur Millionenstadt gemacht? Hat er den Meisenverkehr in der Leipziger- und Friedrichstraße geschaffen? Oder hat nicht die Allgemeinheit diesen ungeheuren Bodenwerth erzeugt, welcher hier in Folge eines verderblichen „Rechtes“ in die Tasche des Einzelnen fließt! Man sollte meinen, daß solche wahrhaft haarsträubende Fakta selbst dem „größten Nationalökonomien aller Zeiten und aller Völker“ die Augen darüber öffnen müßten, daß hier etwas sehr faul ist im Staate Danemark.

Das ist nun recht schön, und es ist jedenfalls mit Dank zu begrüßen, wenn die Gebrechen der herrschenden Wirtschaftsordnung auf diese Weise aufgedeckt werden. Aber natürlich nützt es nichts, wenn man in der Weise der Leute von „Freiland“ bloß auf ein einzelnes Symptom loskurieren will. Die Grundrente ist eine Abplünderung vom Mehrwerth; der Mehrwerth wird vom Arbeiter geschaffen und vom Unternehmer eingestrichen; ob nun der Grundbesitzer dem Unternehmer einen Theil davon abzwackt oder nicht, kann dem Arbeiter an sich ganz egal sein, er bekommt doch nicht mehr oder weniger dadurch, am ehesten kann es ihm noch angenehm sein, weil dadurch Interessengegensätze innerhalb der herrschenden Klasse geschaffen werden, und mit einem uneinigen Feinde ist leichter zu kämpfen, wie mit einem einigen. In dem Falle der

zitierten Annoce z. B. liegt die Sache einfach so: der betreffende Geschäftsmann, welcher das Lokal mietet, muß dem Hausbesitzer einen Tribut zahlen; diesen Tribut zahlt er von dem, was seine Arbeiter verdienen. Wenn er umsonst wohnt, so hätte das natürlich nicht zur Folge, daß er seinen Arbeitern mehr Lohn gäbe, sondern er würde bloß mehr Profit machen. Der Hausbesitzer leistet natürlich nichts dafür, daß er sein Geld einstreicht; aber das ist ja gewöhnlich so, daß die, welche etwas leisten, nichts bekommen, und die, welche etwas bekommen, nichts leisten.

Auch der „Geistesarbeiter“ bezahlt seine exorbitante Miethe nicht aus seiner eigenen Tasche; sondern wenn er, was der Verfasser wohl meint, Angestellter, Beamter ic. ist, so erhält er den höheren Miethepreisen entsprechend höheres Gehalt; der Unternehmer muß auch für seine Angestellten dem Grundbesitzer seinen Tribut zahlen — alles aus der gemeinsamen Kasse des Mehrwerthes.

Der Vorschlag der Bodenreformer geht dahin, daß der Staat die Grundrente einstreichen soll, statt die Privaten. Ganz abgesehen davon, daß nirgend eine Möglichkeit vorliegt, daß sich eine Klasse für dieses Programm erwärmt und es mit Gewalt durchsetzt — und es würde sehr viel Gewalt dazu nöthig sein —, würde diese Reform natürlich den Arbeitern, also den einzigen direkt und indirekt Ausgebeuteten absolut nichts nützen. Dadurch würden sie nicht einen Pfennig mehr Lohn bekommen, und von einer Abschaffung des Lohnsystems wäre absolut keine Rede. Es würde nichts weiter sein, als daß der Mehrwerth, statt wie bis jetzt getheilt zu werden zwischen Unternehmer (Profit), Grundbesitzer (Grundrente) und Staat (Steuern und Zölle) — getheilt würde nur zwischen Unternehmer und Staat. Durch diese neuen riesigen Einkünfte würde dann aber der Staat so stark werden, und seine schmarozenden Organe würden ein so viel stärkeres Interesse an die Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung haben, daß die wirkliche Emanzipation der Arbeiterklasse nur weiter hinausgeschoben würde.

Die Befreiung der Arbeiterklasse und damit der Menschheit liegt eben nicht in einer anderen Vertheilung des Raubes, den der Unternehmer ihr abnimmt; sondern sie liegt darin, daß überhaupt nichts mehr geraubt wird.

Dem Hungertode geweiht.

Die Seidenindustrie-Gesellschaft in Zürich hat nachfolgende Statistik zusammengestellt, welche wir dem österreichischen „Handelsmuseum“ entnehmen.

In der Züricher Seidenindustrie betrug im Jahre die Zahl der Handwebestühle der mechan. Stühle

1855	25 290	—
1867	18 665	400
1868	23 103	600
1871	27 531	927
1878	26 560	1 150
1881	30 398	3 151
1883	20 081	4 129
1889	23 265	6 476

Dazu wird bemerkt, daß die mechanischen Webestühle daß 3—4 fache produzieren, wie die Handwebestühle. Wie man sieht, ist trotz des enormen Wachstumes der mechanischen Stühle die Anzahl der Handwebestühle ziemlich gleichgeblieben.

Der Handweber kann natürlich nicht mit dem mechanischen Weber konkurriren; in demselben Augenblick, wo der erste mechanische Webstuhl eingeführt wird, sinkt sein Produkt im Werth, und es sinkt rapide bis auf das Niveau des Arbeitsproduktes des mechanischen Webers. In dem feinen steckt aber viel mehr Arbeit. Und er ist dann gezwungen, für einen Hundelohn Tag und Nacht hindurch zu arbeiten, so lange, wie er es aushält, das heißt, bis er verhungert.

Eine jede Einführung neuer Maschinen ist von Hekatomben von Menschenopfern begleitet. Nicht nur, daß diejenigen, welche direkt überflüssig werden, auf die Landstraße geworfen werden und dort verkommen; das sind noch die Glücklichen. Aber, wie die obigen Zahlen zeigen, der Uebergang der Arbeiter zu den neuen Maschinen erfolgt sehr langsam. An den alten klebt so manches, was sie nicht losläßt; und so kämpfen sie sich denn von Generation bis Generation durch, ihr Elend wird immer furchtbarer, ihre Noth immer himmelschreiender, bis endlich der wohlthätige Tod die Reihen dieser Bevölkerung lichtet.

Zur Verarmung des Volkes.

Die Abnahme des Fleischkonsums in den Industriebezirken ergibt sich aus einer Statistik des in dem städtischen Schlachthause zu Elberfeld geschlachteten Viehs. Wir bemerken dazu, daß diese Abnahme des Gesamtkonsums erfolgt ist trotz starker Zunahme der Bevölkerung.

	1888:	1889:	1890:
Rinder	14 941	14 384	13 221
Schweine	31 724	30 000	29 764
Kälber	19 170	17 118	15 754
Schafe	12 177	14 253	10 337
Pferde	191	276	307

— Abnahme des Konsums an Brodtgetreide (Weizen, Spelz und Roggen) pro Kopf und Jahr in Deutschland:

Jahresdurchschnitt:	Konsum:
1880/81—84/85	184,97 kg.
1885/86	176,08 „
1889/90	162,35 „

Das Volk ist so arm geworden, daß es sogar seine engen Nahrungsbedürfnisse einschränken muß!

— Eine statistische Tabelle über den Verkehr beim k. österr. Reichsanwaltschaft bringt die Monatschrift für christliche Sozialreform. Derselbe betrug an Effekten, auf die es ja bei der Taxierung des Gebrauchs, den das Volk von den Anstalten macht, ankommt:

Jahr.	Posten.	Kapital.
1876	360 965	989 815
1888	516 213	1 301 128

Also eine ungeheure Zunahme der Verlagsstücke, entsprechend der zunehmenden Verarmung des Volkes. Entsprechend der zunehmenden Verarmung des Volkes hat aber das Kapital für die Verlagsstücke nicht in dem gleichen Maße zugenommen; die Verlagsstücke des Volkes sind in den paar Jahren eben elender geworden. 1876 war der Durchschnitt des Kapitals pro Pfand 2,74, 1890 nur noch 2,48.

Das sind nur einige Zahlen, die uns in den letzten Tagen aufgestoßen sind; mit leichter Mühe könnten die Belege vervielfacht werden. Es wäre nur nötig, die Mehrausgaben der Kommunen für die Armenpflege aufzuzeichnen, sie betragen z. B. in Nordhausen $\frac{1}{6}$ der bisherigen. („Frl. Btg.“, Korrespondenz vom 25. Nov.) Man brauchte bloß die Zeitungsnotizen zu sammeln, welche davon berichteten, wie Familien von Kartoffelschalen und allerhand ekelhaftem Zeug leben, um ein grauenhaftes Bild von der herrschenden Noth zu bekommen.

Und es sind keine Aussichten auf Besserung!

Vom Reichstag.

106. Sitzung.

(Fortsetzung des Anhebelparagraphe.)

Abg. Müller (nl.) erklärte im Namen eines großen Theils seiner Partei seine Uebereinstimmung mit den Strafverschärfungsbestimmungen der Regierungsvorlage, ist aber gegen die Bestrafung der Aufforderung zum Kontraktbruch. Die Arbeitgeber seien immer ehrlicher gewesen als die Arbeiter, welche die unerhörtesten und unmoralischsten Zwangsmittel anwendeten gegen ihre Genossen. Es gäbe nichts Berverwüthlicheres als diese Hungertur, welche in Zeiten des größten wirtschaftlichen Niederganges von gewissenlosen Agitatoren gegen die Arbeiter angewendet würde.

Abg. Dr. Hammacher (nl.) glaubt nicht, daß die Unternehmer noch schwarze Listen führen. Wo werden sie denn!

Bewahre! Entrühet sich dann über die streifenden Bergleute mit aller ihm zu Gebote stehenden Moral. Ein dumpfer Geist der Unzufriedenheit sei in die Bergleute gefahren durch die Agitationen der Sozialdemokraten, ein glühender Haß gegen das Kapital habe sich ihrer bemächtigt. Er frene sich aber mittheilen zu können, daß ein Theil der Bergleute sich von den sozialdemokratischen Einflüssen freigehalten habe, (Wie lange noch? den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie am Stragen hätte!) daß ein Theil der Belegschaft des niederrheinisch-westfälischen Oberbergamtsbezirks sich entrühet gezeigt habe über das unparthische Verhalten auf dem Pariser Bergarbeiterkongresse, die es gewagt hätten, Ruhmeskränze auf den Gräbern der Kommunisten niederzulegen. Gegenüber einem solchen Treiben der Sozialdemokraten — sei der § 153 der Regierungsvorlage notwendig. Wenn er jetzt abgelehnt werde, würden in einigen Jahren viel schärfere Bestimmungen notwendig sein.

Hamburger Bevollmächtigter Burchard beweist unter großer Heiterkeit der Versammlung, daß die sozialdemokratische Presse die Begriffe von Recht und Rechtswidrigkeit verwirre, indem zum Beispiel die „Berl. Volkstribüne“ die Bedeutung Bismarcks bei Gründung des Deutschen Reichs anzweifelt. Schändlich.

Bei der Abstimmung bleibt der § 153 der gegenwärtigen Gewerbeordnung bestehen.

107. Sitzung.

Debatten über den Gebrauchsmusterschutz und Prüfungen. Haben absolut gar kein Interesse.

108. Sitzung.

Der Tod des Grafen Moltke wird gefeiert, indem man beschließt, heute zu faulenzeln.

109. Sitzung.

Ueber den prächtvollen Humberg der Zuckersteuerreform werden wir in einem Artikel berichten, wenn die Verhandlungen erst beendet sind. Die Regierungsvorlage will aus dem bisherigen Zuckersteuersystem die Materialsteuer beseitigen und in Zukunft nur eine Verbrauchssteuer, die von 12 auf 22 Mark erhöht werden soll, bestehen lassen; zugleich sollen auch die Exportprämien in Fortfall kommen. Doch soll von Inkrafttreten des Gesetzes — am 1. August 1892 — bis zum 1. August 1895 eine dreijährige Uebergangsperiode stattfinden, in welcher eine offene Exportprämie von 1 Mark gewährt und eine Verbrauchsabgabe von nur erst 20,75 Mark erhoben.

Reichsfinanzminister v. Malgahn: Die Menge der verarbeiteten Rüben ist von 14 Millionen Doppelzentnern in 1881/82 auf 62,7 Millionen in 1887/88, 79 Millionen in 1888/89, über 98 Millionen in 1889/90 und ungefähr 106 1/2 Millionen in 1890/91 angewachsen. Die Zuckerproduktion ist von 1 864 000 Doppelzentnern in 1871/72 auf 13 374 000 Zentnern im laufenden Jahre gestiegen. Der Inlandskonsum beträgt aber nur 4 1/2 — 5 Millionen, der Ueberschuß wird für das Ausland produziert. Eine ähnliche Produktionssteigerung findet in den anderen Konkurrenzländern statt. Die Produktionssteigerung erfolgt in schnellerem Tempo als die Steigerung der Konsumtion, und so wächst die Größe der Gefahr eines allgemeinen

Krachs. Das ist mitbestimmend gewesen, in diesem Augenblicke der deutschen Zuckerindustrie durch die Vorlage einer Warnungsruß angebeiden zu lassen. An Exportprämien sind seit 1877/78 213 243 873 Mk. gezahlt worden. Die Zuckerindustrie befreit, daß dieser Betrag ihr voll zugeflossen sei; sie kann aber nicht beitreten, daß ihn die Inlandssteuerzahler ohne Äquivalent zu Gunsten der Zuckerproduktion haben aufbringen müssen. Dieser Vortheil der Zuckerproduktion beschränkt sich nicht bloß auf den Baarzufluß, welcher für den exportirten Zucker über die Rübensteuer hinaus gezahlt wird, sondern auch darauf, daß dieser Ueberschuß im Inlandspreise sich ausdrückt. Man kann das natürlich nicht zahlenmäßig berechnen, es läßt sich aber mit der Exportprämie zusammen auf 380—440 Millionen schätzen. Derartige Zuschüsse kann kein Staat, weder Deutschland, noch unsere Konkurrenzländer dauernd einer Industrie leisten, wenn die finanziellen Bedürfnisse des Staates steigen, und die Industrie inzwischen im Stande ist, auf eigenen Füßen zu stehen.

Abg. Fürst Hafffeld (Rp.): Eine Industrie, die auf der Landwirtschaft basiert, darf man nicht zu Grunde richten (weil wir nämlich Landwirthe sind). Bisher hat die Zuckersteuer ihren Zweck erreicht (uns die Taschen zu füllen). Wenn die Materialsteuer aufgehoben wird, dann muß uns eine offene Exportprämie gewährt werden (die Arbeiter sollen den Herrschaften jetzt ein unverblümtes Trinkgeld statt des verblühten Spenden, dafür — daß sie Geschäfte machen!!!) Dieses Geld bleibt nicht in den Taschen der Zuckerindustriellen (allerdings, sie sammeln nicht in „Strümpfen“), es fließt in die allergeringsten Kanäle des Volks (ausgetaufte Bauern, Küstern, Champagner, Culs, u. dgl.).

Abg. Bennigsen (natl.): Eine unbedeutende Ueberproduktion besteht gar nicht, sie steht im Verhältnis zu dem Zunehmen der Bevölkerung (hat sich die Bevölkerung seit 1871 verdreifacht??) und ihrer größeren Konsumtionsfähigkeit. (Eine solche freche Behauptung, wo der Konsum am Nothwendigsten, an Fleisch und Brot, beim Volk zurückgeht!!! Das ist ein Volksverbrecher! Das wagt so ein Mensch seinen Wählern gegenüber zu sagen!)

Abg. v. Kardorff (Rp.): Der allgemeine Nothstand (der Millionen) ist gestiegen. Nacht dann ein prächtvolles (Gesundheits-) die Solidarität der Agrarier im Schereen betreffend: Würde er heute für die Aufhebung des bisherigen Zustandes eintreten, so sei zu befürchten, daß bei einer Reduktion des Brauntweinsteuergezes die Zuckerindustriellen nun sagen würden: Ihr habt uns damals im Stich gelassen, darum treten wir nicht für eure Interessen ein.“ Hörs! du, Volk, so wird's gemacht, der Schnapsbaron hilft dem Zuckerjunker und der Zuckerjunker hilft dem Schnapsbaron die das Fell über die Ohren ziehen.

110. Sitzung. (Fortsetzung.)

Die Zuckerjunker handeln und schwärmen sehr fleißig, sonst bietet die Sitzung kein Interesse.

Briefkasten.

Ein Genosse, welcher mit Studien über die Parteigeschichte beschäftigt ist, sucht Nummern resp. Jahrgänge des „Sozialdemokrat“, den alten „Vorwärts“ und „Volksstaat“. Etwaige Anerbieten bitten wir an die Redaktion zu richten.

Der Arbeits-Nachweis

Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Naunynstr. 78, im Restaurant **Winkler**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8—9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10—11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Empfehle allen Freunden und Genossen mein

Weiß- und Bairischbier-Lokal.

Zimmer mit und ohne **Pianino** für Vereine und Vorstände sind noch einige Abende in der Woche zu vergeben.

Fr. Zubeil, Naunynstr. 86.

Achtung!

Allen gewerkschaftlichen und politischen Arbeiter-Organisationen zur gefälligen Kenntnissnahme, daß ich meinen Saal nebst Vereinszimmer zu allen Versammlungen hergebe. Gleichzeitig empfehle meine sonstigen **Restaurationsräume**. Es wird mein Bestreben sein, nur gute Speisen und Getränke zu verabreichen.

Pyrtek, Restaurateur, Gypsstraße 3.

Wendt's Salon

Adolinerstraße 17, früher Brandenburgstr. 33. Empfehle allen Freunden und Genossen meinen

Ball-Salon.

Rudolph Wendt.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1, (in der Ecke bei der Mantensackstraße). **Bekannteste Preise. Auch Versandt.** Pünktlich und gut. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Darüber Zahlstelle des Retallarbeiter-Vereins und der Gärtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbuser Damm 14, früher Mitterstr. 10.

Allen Parteigenossen empfehle meine **Destillation nebst Bier-Lokal**

O. Zabel

Frankfurter Allee 90, Ecke Köpcke-Str.

Herrn- u. Knaben-Garderober, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maas,

empfehle wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.



Solidarität!
Arbeiter! Nur Hüte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertiger gerechter Lohn wurde!
— **Kauf nur Hüte mit dieser Marke!** —

!!! Aufruf !!!

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Plag geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, kaufe in Zukunft nur Hüte, in denen obige Marke eingeklebt ist. Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist etrug, die Marke muß schon vorher im Hute kleben.

— Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten —
Berlin, 1890. Für die Arbeiter der Hutindustrie: Die Kontrol-Kommission.

Allen Parteigenossen empfehle mein

Restaurant „Zum rothen Meer“.

W. Haugk, Voedhstraße 12.

Restaurant zum „Zukunftsstaat“

Adolph Scholtz,

Kassanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet).

Genossen empfehle mein Hutgeschäft. **Arbeite nur mit Fabrikanten**, welche sich der **Kontrollmarken deutscher Hutmacher** angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

Adolph Kehr.

Junkerstrasse 1.

E. M. Wilschke, Katzbachstr. 1 (Ecke der Poststr.)

Cigarren u. Tabake, Pfeifen u. Cigarrenspitzen, alle Sorten Cigarretten.

Zahlstelle der „Volksbühne“, der **Bildungsschule** und des **Wahlvereins**.

Süd-Deutscher Postillon



Dieser Satze, überall gern gelesene Junge ist dem 9 Jahre alt und spricht von lebendiger Begeisterung. Der „Süd-Deutsche Postillon“ bringt scharfsinnige und schwarze treffende Zeitgebilde und schwingt die Fahnen der Satire über die politischen und sozialen Schäden. Der „Süd-Deutsche Postillon“ wagt sorgfältig den fernsten, hergerichtet, in Humor, mit der besten Schand' lenkt er sein Gefährt durch die Reibung Lände der Dichtung und die wilden Wiedergaben der Prosa. Ein Club ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süd-Deutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichsten Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind. Der „Süd-Deutsche Postillon“ verkündet nie den Ausschlag, kommt stets aus rechte Ziel und ist der Liebling aller Passagiere. Der „Süd-Deutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus

vierteljährlich 40 Pf.

Jede einzelne Nummer 10 Pf.

Erhalten im deutschen Postzeitungsverzeichnis unter Nr. 9672 im Bayer. unter Nr. 961.

Redaktion und Expedition:

München, Senefelderstraße 4.

Allen Parteigenossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal

Potsdamer Bier.

August Insinger

Krausstr. 48.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich das **Schönfeld'sche**

Weiß- u. Bairischbier-Lokal

mit **Vereinszimmer** käuflich übernommen habe. Um freundlichen Besuch bitte!

Wilhelm Grube, Mariendorferstr. 10.

Beiträge zum Wahlverein und zur Arbeiterbildungsschule werden entgegengenommen, auch Eintrittskarten zur Bildungsschule sind zu haben.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairischbier-Lokal.

Zimmer mit und ohne Piano ist noch einige Tage zu vergeben.

Hugo Köhn, Naunynstr. 83.